

**DER  
LANDSER**

Best.: S 12.- Buchst. ab 1.- bis 10.- S. 12.-  
Schw. 2.- bis 10.- Buchst. ab 1.- bis 10.-

**1,50 DM**

Erlebnisberichte zur  
Geschichte des  
Zweiten Weltkrieges

**1012**

**W. SANDNER**

## **Die Hölle von Schepetowka**

Kriegsjahr 1944. - Russischer Durchbruch im Süden der Ostfront. - Die schwere Abwehrschlacht im Vorfeld der Karpaten. - (2. Auflage)



Scan & Korrektur: Keulebernd

## Ritterkreuzträger des Heeres



### Generalleutnant Franz Karl

Karl, am 1.1.1888 in Glonn geboren, trat am 17.7.1907 als Fahnenjunker in die bayerische Armee ein und wurde 1909 Leutnant im 12. bayerischen Infanterieregiment. Nach dem 1. Weltkrieg verblieb er als aktiver Offizier im Reichsheer. Am 1.8.1935 zum Oberst befördert, führte er das Infanterieregiment 20, um dann als Generalmajor 1939 das Kommando über alle Ergänzungstruppen des Wehrkreises XII zu übernehmen. Bei Beginn des II. Weltkrieges wurde er Kommandeur der neu aufgestellten 263. Infanteriedivision. Für deren Führung im Westfeldzug, besonders für die Übergänge über Somme und Seine, erhielt er das Ritterkreuz, das ihm am 5.8.1940 verliehen wurde. Kurz vor Beginn des Ostfeldzuges übernahm er als Generalleutnant die 182. Reservedivision, und vom 19.9.1944 bis Kriegsende war er Kommandeur der Wehr-Ersatzinspektion 1 in Graz. Nach dem Krieg lebte Karl in München.

Durch den langen zeitlichen Abstand von den Geschehnissen ist es nicht immer möglich, exakte Daten z.B. hinsichtlich der Einheitszugehörigkeit etc. der hier gewürdigten Persönlichkeiten auszuarbeiten. Auch die Zeitpunkte der Ordensverleihung können differieren. Für dokumentarisch belegte Berichtigungen in solchen Fällen sind wir immer dankbar und selbstverständlich bereit, dieselben im »LANDSER« zu veröffentlichen.

## **Die Hölle von Schepetowka**

### **Die schwere Abwehrschlacht im Süden der Ostfront**



Im Frühjahr 1944 brachen nach der Katastrophe von Stalingrad und dem im Juli 1943 ohne Erfolg gebliebenen Unternehmen »Zitadelle« auch im Südzipfel der Ostfront die Dämme. Mit einem gewaltigen Aufwand an Menschen und Material stießen zwei sowjetische »Fronten« von Januar bis April durch die Verbände der deutschen Heeresgruppe Süd und drängten sie schließlich nach mörderischen Kämpfen an den Rand der Karpaten zurück. Namen wie Korsun, Kametiez-Podolsk und viele andere gingen damals in die Geschichte des Krieges ein, Schlachtfelder, auf denen Tausende von deutschen und russischen Soldaten für immer geblieben waren. So auch in der Landschaft um Schepetowka, etwa in der Mitte zwischen Lemberg und Kiew gelegen. Was damals dort geschah, hat der Autor aus dem Blickwinkel der 96. Infanteriedivision auf den nachfolgenden Seiten noch einmal gegenwärtig werden lassen.

Die Redaktion

13. Januar 1944. Zeit: 11.45 Uhr.

In den Feuerstellungen des Artillerieregiments 196 (AR 196) herrscht eine fast unerträgliche Spannung. Oberstleutnant Voigt, der Kommandeur, läßt keinen Blick vom Zifferblatt seiner Armbanduhr.

In wenigen Minuten werden die Geschütze des Artillerieregiments Tod und Verderben zum Gegner schicken, und die Kameraden der Infanterie werden aus ihren Bereitstellungsräumen zum Angriff antreten.

Achtung! Nur noch wenige Sekunden.

Voigt blickt unverwandt auf seine Uhr.

»Jetzt!«

Ein gewaltiges Donnern zerreißt die Luft. Hunderte von Granaten heulen über die deutschen Stellungen hinweg. Dann folgen krachende, wummernde Einschläge.

Drüben beim Russen: Rauchpilze, Feuersäulen, Schnee- und Lehmgeysire. Ein Höllenkonzert. Rasende Vernichtung.

Pausenlos schlagen die Granaten bei den Sowjets ein. Zehner und Fünfeizner (Kaliber 10 cm und 15 cm) pflügen die Erde um.

Mit diesem Feuerschlag beginnt im Raum Schepetowka der Angriff der 98. ID (Infanteriedivision), der über den Divisionsrahmen hinaus von allergrößter Bedeutung ist.

Und dies ist die Vorgeschichte:

Am 12. Januar, gegen Mittag, ließen die Schneefälle im Kampfraum Schepetowka nach. Dafür sanken die Temperaturen bis auf minus fünfzehn Grad.

Die bisher sehr schlechten Sichtverhältnisse besserten sich, und die Artilleristen des AR 196 atmeten erleichtert auf.

Die Beobachtungsstellen (B-Stellen) und die Vorgesobenen Beobachter (VB) meldeten:

»Sicht bis auf zirka zweieinhalb Kilometer gut. Angriffsgelände und gegnerische Stellungen können

eingesehen werden.«

»Na, endlich!« tönte es im Gefechtsstand der 96. ID.

Das Wetter entscheidet schließlich die Frage: Sind Bewegungen möglich, kommen die motorisierten und die gespannten Fahrzeuge rechtzeitig in ihre Bereitstellungsräume?

Nach dem Einbruch der Kälte herrschte beim Divisionsgefechtsstand wieder einigermaßen optimistische Stimmung. General Wirtz, der Kommandeur der 96. ID, hat grünes Licht für den Angriff geben können.

Ursprünglich war dieser für morgens sieben Uhr vorgesehen gewesen, mußte dann aber auf die Mittagszeit verschoben werden, weil die Einheiten des AR 196 die ihnen zugewiesenen Feuerräume bei Bol. Medwedewka noch nicht erreicht hatten. Ohne die tatkräftige Unterstützung der Divisionsartillerie aber wäre der Angriff unmöglich gewesen.

Jedoch früher als erwartet, meldete Oberstleutnant Voigt dem Divisionskommandeur: »AR 196 am 13. Januar gegen elf Uhr feuerbereit!«

Eine Stunde nach dem Eintreffen dieser Meldung schickte General Wirtz an die 4. Panzerarmee (Pz.-AOK 4) folgenden Lagebericht:

»Feindlage: Russe ist mit starken Panzer- und Infanteriekräften nördlich und südlich der Eisenbahnlinie Rowno-Berdischew aufmarschiert. Nach letzten Meldungen eigener Späh- und Stoßtrupps, sowie der Aufklärungsstaffeln der Luftwaffe, bilden sich feindliche Angriffsschwerpunkte im Norden des Divisionsabschnitts ostwärts von Chrolin, im Süden hart südlich der Straße Schepetowka-Polonnoje, des weiteren bei Rogowitschi, Scheludki, Adamowka und Kochanowka, nördlich des Chomora-Bachgrundes.

Eigene Lage: 96. ID hat sich befehlsgemäß zum Angriff auf Rogowitschi mit Grenadierregiment 284 (GR 284) rechts, mit Grenadierregiment 287 (GR 287) links bereitgestellt. II. Bataillon GR 283 und Füsilierbataillon 291, unterstellt von

291. Infanteriedivision (291. ID), schirmen die bedrohte Nordflanke bei Sawitschi ab.«

Soweit die Eigen- und Feindlage.

Der jetzt anrollende Angriff ist insofern von größter Wichtigkeit, weil durch ihn letztlich entschieden wird, ob es den Russen gelingt, durch einen Flankenstoß den Nordabschnitt der »Heeresgruppe Süd« aus den Angeln zu heben.

Der Divisionstagesbefehl vom 13.1.1944 drückt es noch deutlicher aus. Es heißt darin:

»Vor und bei Schepetowka fallen die Würfel über Sieg oder Niederlage der »Heeresgruppe Süd«. Ich erwarte von allen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten meiner Division, daß sie, wie immer, tapfer ihre Pflicht erfüllen werden.«

Eines ist klar: Die 96. ID trifft vorerst nicht auf die Hauptstreitmacht der Russen, sondern gegen kampfstarke Sicherungseinheiten, starke Artillerie- und Granatwerfersperriegel, sowie Pak (Panzerabwehrkanonen) und Panzer.

Das Gros der Russen (1. ukrainische Front) steht im Raum Rogowitschi und weiter östlich davon. Hier hat der Feind eine gewaltige Streitmacht versammelt. Wenn es zum entscheidenden Zusammenprall kommt, steht der 96. ID eine harte Bewährungsprobe bevor.

\*

Südlich der großen Straße Schepetowka-Polonnoje greift zur Stunde das II. Bataillon, Grenadierregiment 287 (II./GR 287) an. Angriffsziel ist die Ortschaft Scheludki.

Das Gelände ist für die Deutschen ungünstig. Wohin das Auge blickt, erstreckt sich Steppengebiet, das nur manchmal von kleinen Bachläufen und Bodenwellen durchschnitten ist.

In der Ferne heben sich silhouettenhaft die Lehmkatzen der Ortschaft Scheludki vom diesigen Horizont ab.

Leutnant Wessels Kompanie hat die Angriffsspitzen des II/GR 287 übernommen.

Noch schweigen die feindlichen Waffen. Breit und tief gestaffelt geht die Kompanie vor. Mit ausgestrecktem Arm weist Leutnant Wessel auf das Dorf. »Bis zum Einbruch der Dämmerung müssen wir Scheludki und das Gelände rundum genommen haben.«

»Angriff! Sprung auf – marsch, marsch!«

Schlagartig setzt das russische Abwehrfeuer ein. Maschinengewehre hämmern. Granatwerfer legen Sperrfeuer vor den sowjetischen Verteidigungsabschnitt.

Eine Pak knallt. – Oder ist es ein Panzer?

Weiter! Weiter!

Das Bataillon entwickelt sich. Die Grenadiere mit ihrer Ausrüstung kommen im Schnee nur mühselig voran. Tausende von Geschossen schwirren durch die Luft.

»Wie deuten Sie die Lage?« fragt der Kommandeur des GR 287 den Kommandeur des II. Bataillons, Hauptmann Magawly.

»Herr Oberst, klare Schwerpunktbildung vor Scheludki. Das deckt sich mit der Lagebeurteilung der Division«, antwortet der Hauptmann.

Der Regimentskommandeur, der rasch »auf einen Sprung« zum II. Bataillon war, nickt.

»Lassen Sie nicht locker, Magawly. Ranhalten! Wir müssen die Ortschaft haben.«

Und weg ist der Oberst mit seinem engeren Stab, eilt zum I. Bataillon, das westlich von Nitschpaly liegt und vermutlich bald starken russischen Panzerangriffen ausgesetzt sein wird.

Hauptmann Magawly ist wieder allein. In seinem Angriffsabschnitt kocht und brodelt es. Durch das Fernglas beobachtet der junge Hauptmann den Angriff der Kompanien.

»Das geht verdammt zäh«, wendet er sich an seinen Adjutanten und reicht ihm das Glas. »Schauen Sie mal durch. Wessels Kompanie gerät bereits durcheinander. Verflixt und

zugenäht!«

Der Adjutant schwenkt mit dem Glas den Geländestreifen ab.

»Ich kann das nicht begreifen!« stößt er hervor. »Nach diesem Artilleriefeuer noch solcher Widerstand!«

»Das hat denen doch nicht viel anhaben können«, antwortet Hauptmann Magawly. »Das kennen wir doch. Zwei Meter tiefe Deckungslöcher, mit Wasser überspritzte Schneewälle. Und was weiß ich noch!«

In der Tat, die Grenadiere des II. Bataillons sind geschockt. Mit diesem massierten Abwehrfeuer hatten sie nach dem Feuerschlag der eigenen Artillerie nicht gerechnet.

Während die beiden Flügelkompanien noch verhältnismäßig gut vorankommen, gerät die Kompanie Wessel in Schwierigkeiten.

Das feindliche MG- und Granatwerferfeuer ist beinahe nahtlos, Infanterie- und schwere Waffen greifen ineinander über, legen einen dichten Feuervorhang vor das Dorf.

Schon werfen sich die ersten Angriffsreihen in Deckung, wühlen sich in den Schnee, suchen verzweifelt Schutz vor den Geschoßgarben der Maxim-Gewehre (russische Maschinengewehre), den Einschlägen und Splittern. Der Russe setzt zunehmend Artillerie ein.

»Wo stehen die Geschütze?« brüllt Leutnant Wessel.

»Nicht zu erkennen, Herr Leutnant.«

Ein russisches MG hämmert nach dem Leutnant, zwingt ihn in die Deckung.

Wessel wartet den Feuerstoß ab, dann springt er wieder auf. Er muß weiterrennen, denn Liegenbleiben würde bedeuten, daß man für lange Zeit die Nase nicht mehr hochbekommt.

»Sprung auf – marsch, marsch!« gelbt seine Kommandostimme.

Auch die Zugführer haben die Gefahr erkannt, die droht,



wenn der Angriff zum Erliegen kommt.

Ihre kreischenden Stimmen übertönen den Gefechtslärm.

»Vorwärts, Jungs! Feuer unterlaufen! Nicht liegenbleiben!«

Ihr eigenes Beispiel spornt die Grenadiere an. Zum Teufel mit den russischen MG! Die Zugführer haben ja recht. Also, auf die Beine, auch wenn's schwerfällt und man sich am liebsten in die Erde verkriechen möchte.

Zu denen, die erheblich aus dem seelischen Gleichgewicht geraten sind, gehört auch der Gefreite Jakob.

Dieser Angriff ist sein erstes Gefecht. Er war vor zwei Wochen als Nachersatz zur Division gekommen. Den Krieg kennt er nur aus Erzählungen von Kameraden.

Jakob, neunzehn Jahre alt, gehört zum Meldertrupp. Seine Aufgabe ist es, immer in der Nähe des Chefs zu bleiben.

»Auch wenn's Sch... regnet«, hatte der Kompanietruppführer in seiner derben Manie zu dem Gefreiten gesagt.

Der Chef! Wo ist der Leutnant?

Jakob hatte sich in Deckung geworfen, als er sah, daß andere es auch taten. Jetzt liegt er mit der Nase im Schnee und denkt nur: Es muß doch einmal aufhören, es kann doch nicht immer so weiterschießen!

Als er sich an den Kompaniechef erinnert und ihm einfällt, daß es seine Aufgabe ist, dicht dranzubleiben, wird ihm himmelangst. Er jagt vom Boden hoch und rennt einfach blind drauflos, denkt nichts mehr, fühlt nichts mehr.

Vor ihm zuckende Flammenblitze, krachende und schmetternde Werfereinschläge, MG-Garben, die wenige Meter vor ihm den Schnee furchen.

Plötzlich hört er eine ihm bekannte Stimme: »Wo gehören Sie denn hin. Da wird doch der Hund in der Pfanne verrückt!«

Links neben Jakob läuft Unteroffizier Beiz, ein kleiner, bulliger Mann, der die 2. Gruppe führt, die als Kompaniereserve eingesetzt ist.

»Los, Jakob, sehen Sie zu, daß Sie nach vorn kommen!«  
Beiz' Stimme überschlägt sich.

»Jawohl, Herr Unteroffizier!«

In den Rauchschwaden und Erdfontänen taucht für einen Moment der Obergefreite Meysel auf. Er gehört zum Fernsprechtrupp. Keuchend schleppt er eine Kabelrolle. Ihm schließt sich der junge Gefreite an. Er weiß, wo Meysel hinrennt, muß auch der Chef sein.

Etwa zweihundert Meter hat die Kompanie unterdessen zurückgelegt, als sie starkes Flankenfeuer erhält.

»Deckung!«

Wessel hatte den Befehl selbst gegeben und brüllt ihn nun, immer wiederholend, nach rechts und links. Er erkennt sofort die Gefahr, die der Kompanie von diesem flankierenden MG-Feuer droht.

»Wo liegen die MG?«

Der Gefreite Keidel, einer von Wessels Meldern, greift die Frage auf, gibt sie weiter: »Flanken-MG feststellen und Chef melden!«

Es müssen zwei russische Maschinengewehre sein, die abwechselnd in die Kompanie hineinmähen, und sie sind gefährlicher als die frontal feuernden MG.

Unteroffizier Jens, Gruppenführer im Zug des Feldwebels Beckmeier, entdeckt nach einigen waghalsigen Kopfverrenkungen die russische MG-Stellung.

»Ganz schön belämmert, Herr Leutnant!« berichtet Jens dem Kompaniechef, nachdem er ein ganzes Stück auf dem Bauch robben mußte. »Die MG liegen links drüben an einem Graben, hart an der Trennlinie zur Dritten.«

»Verschanzt?« fragt der Leutnant.

»Kann man wohl sagen«, antwortet Jens grimmig, »eine richtige vereiste Schneebug. Mit Infanteriewaffen. Nichts zu machen, Herr Leutnant.«

»Auch nicht mit Granatwerfern?«

»Soll ich's versuchen?« fragt der Unteroffizier, der in Afrika bei den sagemumwobenen 361ern gefochten hatte.

»Verständigen Sie Trousil!« befiehlt Wessel. »Er soll ein paar Schuß reinsetzen. Aber es muß schnell gehen.«

Jens nickt, kriecht zurück, verschwindet in einer Bodenmulde, rennt dann los, um Unteroffizier Trousil zu suchen.

Wenige Minuten später flappen die Granatwerfer ihre 8-cm-Granaten hinaus.

Leutnant Wessel, der inzwischen seinen Standort gewechselt hat, kann jetzt die »Schneeburg« erkennen. Phantastisch getarnt, hebt sie sich kaum vom Gelände ab.

Drüben nun die ersten Einschläge. Zu kurz. Der vierte Schuß sitzt. Die Werfergranate schleudert Schnee und Dreck hoch. Aber die russischen MG-Schützen schießen weiter.

»Verdammt noch mal!«

Wieder rauscht ein Werfergeschoß über Wessels Kopf hinweg, schlägt ein.

Treffer!

»Jetzt hat's aber geklappt!« Unteroffizier Jens war in höchstem Tempo zurückgekommen, liegt nun keuchend neben dem Leutnant und beide blicken gespannt zur »Schneeburg« hinüber.

Sekunden darauf spiegelt sich grenzenlose Enttäuschung in ihren Gesichtern. Die Maxim-Gewehre schießen immer noch!

»Zum Teufel, Jens, verstehen Sie das?« stößt Wessel überrascht hervor.

»Ich begreife das auch nicht, Herr Leutnant«, antwortet der Unteroffizier kopfschüttelnd. »Ein Volltreffer war's, das steht fest. Aber ohne Wirkung. Es gibt nur eine Möglichkeit: Die Maxim-Gewehre liegen nicht in offener Feldstellung, sondern sind in einem Bunker, den wir nicht sehen können.«

Ist das des Rätsels Lösung?

»Jens, Sie könnten recht haben«, sagt Wessel.

»Nur bringt uns das keinen Schritt weiter, Herr Leutnant«, knurrt der Unteroffizier.

»Abwarten, Jens. Man muß sich was einfallen lassen, wie man den MG trotzdem beikommen kann«, antwortet Wessel.

Angesichts der verzweifelten Lage, in der sich die Kompanie befindet, faßt der Leutnant den Entschluß, die russischen Bunker-MG mit Granatwerfern zu blenden und mit Flammenwerfern anzugreifen. Ein Stoßtrupp in der Stärke einer Gruppe könnte dafür ausreichen.

Während Wessel sich die Einzelheiten überlegt, ist ihm klar, daß das Unternehmen wahrscheinlich Verluste kosten wird. Aber darauf kann er keine Rücksicht nehmen, denn noch viel mehr Blut wird fließen, wenn diese Bunker-MG nicht zum Schweigen gebracht werden.

Unteroffizier Jens wird mit dieser schweren Aufgabe betraut. Natürlich ist Jens nicht begeistert davon, aber er sieht die Notwendigkeit des Unternehmens ein.

»Zu Befehl, Herr Leutnant!« meldet er sich bei Wessel ab. »Vielleicht gelingt es uns, die da drüben auszuschalten.«

In diesem Augenblick müssen Wessel und Jens in volle Deckung gehen. Die Sowjets haben ihre Abwehr inzwischen noch verstärkt und zusätzlich einige Batterien »Ratsch-Bum« (7,65-cm-Geschütze) eingesetzt. Die Absicht liegt klar auf der Hand. Mit allen Mitteln wollen sie versuchen, den deutschen Angriffsschwung zu bremsen, um Zeit für die Einleitung vernichtender Gegenangriffe zu gewinnen.

Und allem Anschein nach wird die taktische Rechnung der russischen Führung auch aufgehen. Jedenfalls ist es ihr gelungen, die Angriffsspitze des deutschen Bataillons, das Scheludki erobern soll, in die Knie zu zwingen.

Nach einem Geländegewinn von zirka dreihundert Metern stoppt ein Feuerriegel aller Waffen, aus scheinbar unangreifbaren Deckungen heraus und in einer außergewöhnlich

starken Massierung, die deutsche Infanterie. Die ersten deutschen Verwundeten schreien nach dem Sanitäter.

Bei der 3./GR 287, der rechten Flügelkompanie des angreifenden II. Bataillons, ist es bis jetzt verhältnismäßig zügig vorangegangen. Schwache Vorposten- und Feldstellungen des Feindes wurden überrannt, die sich verbissen wehrenden Rotarmisten niedergekämpft. Niemand ergab sich. Etwa fünfundzwanzig Tote blieben nach gnadenlosen Nahkämpfen in den gut ausgebauten sowjetischen Deckungslöchern.

Danach rollte der Angriff zunächst zügig über eine freie Fläche weiter.

Doch plötzlich wird der Angriffsschwung der Grenadiere jäh abgeriegelt; allein mit den eigenen Kräften kann er nicht wieder in Fluß kommen. Aus!

Hauptmann Magawly, der Kommandeur des II./GR 287, beobachtet von seinem vorgeschobenen Gefechtsstand aus das Kampffeld.

Dieser Gefechtsstand, eine Bodenmulde, liegt im Wirkungsbereich der schweren und leichten russischen Waffen.

Magawly verfolgt das Kampfgeschehen mit großer Sorge. Daß Wessels Kompanie, im Moment jedenfalls, keinen Meter Boden gewinnen kann, ist ihm klar.

Bei der 2. Kompanie dagegen scheint der Angriff noch durchzugreifen. Heftiger Gefechtslärm dringt von dort zum Bataillonsgefechtsstand.

Die Lage der 3. Kompanie ist für ihn schwerer feststellbar, weil die Sicht dorthin durch einen schmalen Höhenrücken zum erheblichen Teil versperrt ist.

Fernsprechverbindungen zu den Kompanien gibt es noch nicht. Die Bautrupps kommen nicht durch. So bleibt vorerst nur die Nachrichtenübermittlung durch Melder. Bisher ist aber

noch keine Meldung eingegangen. Und das beginnt Hauptmann Magawly nervös zu machen. Wie soll man ein Bataillon mit völlig unsicheren Verbindungen zu den Kompanien führen? Genügend Funksprechgeräte müßte man haben, aber statt der angeforderten fünf Geräte hatte er mit Mühe und Not zwei bekommen.

Magawly erwägt eben, von sich aus Melder loszuschicken, als er einen Mann durch das Feuer laufen sieht.

»Der Richtung nach könnte er von der Dritten kommen«, wendet sich der mit beobachtende Adjutant an seinen Kommandeur.

»Machen Sie sich bemerkbar. Winken Sie, damit er uns nicht verfehlt!« befiehlt der Hauptmann.

Der Leutnant klettert aus der Deckung, gibt Zeichen und brüllt, so laut er kann. Minuten später steht ein völlig erschöpfter Obergefreiter vor Hauptmann Magawly und meldet keuchend:

»Obergefreiter Komareth, Melder 3. Kompanie. Ich habe Herrn Hauptmann eine wichtige Meldung zu überbringen.«

Während Hauptmann Magawly das schmutzige und durchnäßte Stück Papier entfaltet, weist er den Adjutanten an: »Kümmern Sie sich um den Mann. Geben Sie ihm einen Schluck heißen Tee und eine Zigarette.«

Magawly liest, stutzt einen Moment und gibt den Meldezettel an den Adjutanten: »Lesen Sie das! Dann wissen Sie, woher dieser teuflische Feuerzauber kommt.«

Die Meldung der 3. Kompanie beendet das gespannte Abwarten im Bataillonsgefechtsstand. Hauptmann Magawly wird nun aktiv:

»Funktioniert die Fernsprechverbindung zum Regimentsgefechtsstand?«

Der Nachrichtenunteroffizier stößelt am Klappenschränk.  
»Verbindung ist da, Herr Hauptmann.«

Magawly erstattet dem Oberst kurzen Lagebericht und schließt: »Die Sache bei der Dritten sehe ich mir persönlich an, Herr Oberst. Sollten dringende Befehle vorliegen, bin ich über den Gefechtsstand durch Funk zu erreichen.«

Minuten später ist der Hauptmann mit seinem Ordonnanzoffizier, drei Meldern und einem Funker, der das Funksprechgerät bedient, unterwegs zur 3. Kompanie.

Als Wegkundiger, führt der Obergefreite Komareth. Bis zur 3. Kompanie sind es nur anderthalb Kilometer.

Da sich inzwischen das sowjetische Sperrfeuer nicht nur verdichtet, sondern auch in der Breite ausgedehnt hat, gibt es die gedeckten Geländestreifen, die Komareth auf dem Hinweg festgestellt hatte, nicht mehr.

»Ratsch-Bum« und Granatwerfer legen Salvenfeuer. Mehrere Feind-MG streuen das Gelände ab. Ringsum spritzen Einschläge und pfeifen Splitter.

Hauptmann Magawly sieht bestätigt, daß in diesem Geschosshagel kein Fernsprechtrupp eine Leitung zu legen imstande ist.

Nur in Sprüngen von Granattrichter zu Granattrichter, dann wieder mit Robben durch den tiefen Schnee, geht es mühsam voran. Je näher Magawly und seine Begleiter der 3. Kompanie kommen, desto deckender streuen die russischen Maschinengewehre.

»Wie weit noch?« erkundigt sich der Hauptmann beim Obergefreiten.

»Gleich sind wir da«, antwortet dieser.

Aber dann stellt sich heraus, daß Komareth die Orientierung verloren hat.

»Wir sind zu weit nach links abgekommen, Herr Hauptmann«, gibt er schließlich schuldbewußt zu.

Magawly unterdrückt seinen Ärger. »Und was nun, Komareth? Finden Sie wenigstens wieder in die alte Richtung zurück?«

Komareth hat das eintönige Gelände nun wieder erfaßt. »Jawohl, Herr Hauptmann. Wir müssen ungefähr achtzig Meter zurück, dann links an den ›Schneegangeln‹ entlang bis zur Mulde, und von dort scharf nach Nordosten.«

Wieder in kurzen Zickzacksprüngen und auf dem Bauch robbend, geht es zurück. Immer unter Beschuß der russischen Werfer, im Störfeuer der feindlichen Maschinengewehr-schützen.

Endlich werden die »Schneegangeln« erreicht. »Jetzt habe ich wieder die Richtung«, triumphiert Komareth, der plötzlich wieder auf seine eigene Spur stößt.

Noch einmal überqueren sie im Kriechen zwei sogenannte »Schneegangeln« (das sind gleichlaufende Schneeverwehungen, die wegen ihrer Auffälligkeit gerne als Orientierungsmittel benutzt werden), erreichen die Mulde, von der aus sie scharf nach Nordosten abbiegen.

Plötzlich werden Hauptmann Magawly und seine Begleiter aus der Rauch- und Qualmwand angerufen:

»Halt! Wer da?«

Sie sind am Ziel. Der Hauptmann atmet erleichtert auf. Ein großes Loch, das ein schwerer »Brocken« gerissen hat, dient dem Chef der 3. Kompanie als Gefechtsstand. Der feindwärts gerichtete Trichterrand ist von zwei Beobachtungsposten besetzt. Unter ihnen kauern Kompaniemelder, und daneben, die Karte auf den Knien haltend, der Chef der 3. Kompanie, der gerade einen seiner Zugführer einweist.

»Herr Oberleutnant, der Herr Bataillonskommandeur!« ruft einer der Melder.

Hauptmann Magawly, sein Ordonnanzoffizier, die Melder und Funker des Bataillonsstabes werden wie Gespenster angestarrt, und selbst der Chef der Dritten zögert, eine ordnungsgemäße Meldung zu machen.

Er kommt vorerst auch nicht dazu. Starkes Motorengeräusch in der Luft übertönt jedes Wort.



Russische Flugzeuge! Dabei hängen die Wolken fast bis zur Erde.

Da brüllt auch schon jemand: »Achtung! Flugzeuge aus Nordost!« Sechzig Meter über den Erdboden hinweg fegt eine sowjetische IL 2 und feuert aus allen Waffen.

»Flieger-MG schießklar!«

Der Obergefreite Ziegler nimmt den russischen Jabo unter Beschuß. Mehrere andere MG der Kompanie folgen.

Der Russe dreht ab. Zieglers MG hämmert ihm nach.

»Der Bursche wollte sich wahrscheinlich davon überzeugen, wie weit wir vorangekommen sind«, meint der Chef der 3. Kompanie.

»Na, nun weiß er es ja.« Nach diesem Kurzkommentar kommt Hauptmann Magawly zur Sache:

»Und nun möchte ich mir mal das »gepanzerte Hindernis« ansehen. Ihre Meldung, mein Lieber, hat mich ganz schön auf Touren gebracht.«

Und mich erst! denkt der Oberleutnant. Laut sagt er: »Wenn Herr Hauptmann mir folgen wollen. Wir müssen zirka dreißig Meter weiter nach rechts. Von hier aus können wir nichts erkennen.«

Das »gepanzerte Hindernis« ist ein T 34 (russischer Panzer), der dreihundert Meter vor der russischen Hauptkampflinie mitten im freien Gelände steht und dieses weithin beherrscht. Nicht etwa mit seiner Kanone, sondern offenbar mit einer B-Stelle (Beobachtungsstelle der Artillerie), die sich in dem Panzer eingerichtet hat.

»Schöne Schweinerei!« entschlüpft es Hauptmann Magawly. »Ist der T 34 noch intakt, oder handelt es sich um ein Panzerwrack?« fragt er den Chef der Dritten.

»Darüber sind wir uns noch nicht ganz klar«, antwortet der Oberleutnant.

»Haben Sie schon gegen den Panzer vorgefühlt?« will Magawly wissen.

»Jawohl. Unteroffizier Jäger hat es mit vier Mann versucht. Nicht ranzukommen, Herr Hauptmann. Jäger kam ungefähr auf hundertzwanzig Meter an den Panzer, dann erhielt er mächtigen Zunder durch Granatwerfer und Maschinengewehre. Er mußte sich zurückziehen.«

»Zunder von woher?« fragt Magawly den Oberleutnant.

»Aus der Flanke und direkt aus der unmittelbaren Nähe des T 34, Herr Hauptmann.«

»Nicht vom Panzer selbst?«

»Nein, keinesfalls. Ich habe das genau beobachtet. Der Panzer selber schoß nicht«, erklärt der Chef der Dritten.

»Das heißt also, daß der T 34 durch Infanterie abgesichert ist«, stellt Magawly sachlich fest. Der Oberleutnant nickt zustimmend.

»Jawohl, Herr Hauptmann. Ich schätze, daß rings um den Panzer Stellungen mit zehn oder zwanzig Mann Infanterie besetzt sind.«

»Hm, ohne Pak oder schwere Waffen kriegen wir die B-Stelle natürlich nicht weg«, brummt Hauptmann Magawly. Dann befiehlt er dem Funker: »Keidel, rufen Sie den Bataillonsgefechtsstand!«

»Verbindung zum Bataillonsgefechtsstand hergestellt!« meldet der Funker wenig später.

»Gut, danke.« Magawly greift zum Mikrofon, in der Hörmuschel meldet sich die Stimme seines Adjutanten.

Inzwischen ist im Schema der russischen Artillerie eine neue Variante eingetreten. Aus dem ziemlich planlosen Sperrfeuer wurde »Wirkungsfeuer auf breite Geländestreifen mit schärferer Feuerkonzentration auf einzelne Objekte«.

In der Praxis sieht das so aus: Die »Ratsch-Bum«, Feldgeschütze von geringerer Reichweite, haben sich auf bestimmte Geländepunkte oder erkannte deutsche Ansammlungen eingeschossen. Die schweren Geschütze mit ihren großen Kalibern richten ihr Feuer auf das Hinterland, auf

die Nachschubwege und die kleineren Ortschaften, die für die Deutschen lebenswichtig sind.

Die Grenadiere des II./GR 287 bekommen die verstärkte Feuerkonzentration in unangenehmer Weise zu spüren.

Um größere Verluste zu vermeiden, sind die Kompanien gezwungen, ihre Züge noch mehr auseinanderzuziehen. Dadurch ist eine schnelle Befehlsübermittlung beinahe ausgeschlossen und die Stoßkraft der Truppe erheblich gemindert.

Ausgangspunkt dieser gefährvollen Entwicklung ist nach wie vor die russische B-Stelle hinter der starken Panzerung des T 34.

Während Hauptmann Magawlys sorgenvolle Betrachtungen zwangsläufig auf den Bereich der dritten Kompanie beschränkt sind, bahnen sich zwei Ereignisse an, die dem II./GR 287 überraschend wieder Luft verschaffen.

Das eine liegt im Angriffsabschnitt der Kompanie Wessel.

Obwohl auch hier die russische Artillerie heftiges und genauesitzendes Sperr- und Vernichtungsfeuer schießt, kann sie es nicht verhindern, daß sich der Stoßtrupp des Unteroffiziers Jens seinem Ziel nähert. Die russische B-Stelle im T 34 merkt gar nicht, was sich an ihrer rechten Flanke abspielt.

Jens hatte mit seinen Grenadieren das feindliche Artilleriefeuer ohne Verluste unterlaufen und liegt nun etwa achtzig Meter vor dem Angriffsziel. In voller Deckung veranlaßt er jetzt den Feuerschlag der eigenen Granatwerfer.

»Leuchtkugel grün raus!« befiehlt Unteroffizier Jens.

Kurz darauf ploppen von hinten die 8-cm-Werfer. Vier Einschläge liegen dicht vor dem russischen Bunker, der nicht kleinzukriegen war.

»Auf! Vorwärts!« brüllt Jens seinen Männern zu. Noch in die Einschlagexplosionen hinein, rennen die Grenadiere davon und durchlaufen die letzten zwanzig Meter des russischen Sperrfeuers. Jetzt kommt es nur noch darauf an, ob die

Granatwerfer die russischen MG-Schützen blenden konnten.

Eigentlich müßten jetzt die Bunker-MG das Feuer eröffnen, aber sie schweigen. Noch vierzig, dreißig, zwanzig Meter bis zur »Schneeburg«.

Was ist los? Unteroffizier Jens kann nicht begreifen, daß die Rotarmisten den Feind so nahe herankommen lassen.

Noch fünfzehn Meter!

Da – jetzt beginnt eines der Bunker-MG zu tackern.

Zu spät! Viel zu spät!

Die Unachtsamkeit wird den Russen nun zum Verhängnis. Ehe sie richtig begreifen, daß der Feind bereits vor ihrer Haustür steht faucht der Tod aus den Rohren der Flammenwerfer, schmilzt der meterdicke Schneewall vor dem Bunker, ertönen gellende Schreie.

Die kochentrockenen Bunkerrundhölzer fangen sofort Feuer. In Windeseile fressen sich die Flammen durch die Schießscharten. Im Inneren des Bunkers entzündet sich durch die Gluthitze die Munition.

Dann ein gewaltiger Donnerschlag! Der Bunker ist in die Luft geflogen. Schwarzer, öliger Qualm steigt zum Himmel, aus ihm regnet es Holzteile und Asche.

Geistesgegenwärtig hatten sich die Grenadiere zu Boden geworfen. Sie brauchen nicht mehr einzugreifen. Die im Bunker gelagerte Munition hat ihnen einen Nahkampf erspart.

Mit der Vernichtung des russischen MG-Bunkers ist nicht nur für die Kompanie Wessel ein Signal gesetzt, sondern für das ganze Bataillon. Und während Wessels Kompanie aus den Deckungen springt, todesmutig das feindliche Geschütz- und Granatwerferfeuer unterläuft, und so den liegen gebliebenen Angriff des II./GR 287 wieder in Gang bringt, führt ein glücklicher Zufall ein Geschütz der Panzerjägerkompanie 196 am Gefechtsstand des GR 287 vorbei. Es wird abgefangen und zum II. Bataillon in Marsch gesetzt.

Die Panzerjägerkompanie 196 war erst kürzlich aufgefrischt worden und verfügt über 7,5-cm-Pak mit Spreizlafetten und Zugmaschinen. Zur Zeit ist die Kompanie geschlossen im Raum Chrolin-Trolin eingesetzt, in einem panzertragenden Gelände, in dem die Division mit einem massierten T-34-Angriff rechnet.

Das Geschütz des Unteroffiziers Meier war wegen Motordefekts der Zugmaschine vorübergehend ausgefallen und befand sich nun auf dem Marsch zur Kompanie. Nun wird Meier als »Feuerwehr« verwendet.

Hauptmann Magawly hatte soeben über Funk mit seinem Adjutanten gesprochen. Der Bataillonskommandeur wollte Näheres über die schwere Explosion im Abschnitt der Kompanie Wessel wissen, aber der Adjutant, der noch keine Meldung besaß, konnte nur seine eigene Wahrnehmung berichten, daß nach der Detonation der Angriff der Kompanie Wessel wieder in Schwung gekommen sei.

»Forschen Sie nach, was bei Wessel los war!« hatte der Hauptmann daraufhin befohlen.

Nun springt ein Melder der 3. Kompanie in den Granattrichter. Seine Meldung ist ein förmlicher Freudenruf:

»Herr Hauptmann, eine Siebenfüß-Pak ist da!«

Magawly reißt es hoch.

»Wo, Mann?«

»Zweihundert Meter links vom Reservezug der Kompanie steht sie, Herr Hauptmann«, antwortet der Melder und fügt hinzu: »Der Geschützfürer ist schon hierher unterwegs.«

Und da ist er auch schon, springt in den Granattrichter, rappelt sich auf und meldet:

»Unteroffizier Meier, Panzerjägerkompanie 196, mit einem 7,5-cm-Geschütz zur Stelle!«

Magawly, der sein Glück noch gar nicht fassen kann, sagt nur: »Mensch! Sie hat uns der Himmel geschickt!«

Doch der Russe hatte anscheinend etwas gegen aufkeimende

Freude beim Gegner.

Durch die B-Stelle im T 34 war die Zugmaschine offenbar ausgemacht worden, und man reagiert nun sehr schnell. Es sind noch keine drei Minuten seit dem Eintreffen der Pak vergangen, als schon die ersten schweren Koffer durch die Luft orgeln. Granate um Granate knallt in den Boden.

»Die machen unsere Pak fertig!« ruft Magawlys Ordonnanzoffizier entsetzt.

Doch Unteroffizier Meier beruhigt den aufgeregten Leutnant: »Keine Sorge, Herr Leutnant, so schnell hauen die uns nicht in die Pfanne.« – Wahrhaftig, die Panzerjäger sind fixe Burschen. Minutenschnell war die Pak abgehängt und in Deckung gebracht worden. Die Zugmaschine braust bereits wieder ab. Wütend feuert der Gegner hinter dem Fahrzeug her, ohne jedoch einen Treffer anbringen zu können.

Unteroffizier Meier grinst zufrieden, rutscht in den Trichter zurück und wendet sich an Hauptmann Magawly:

»Und jetzt bitte ich Herrn Hauptmann, mir mal den Panzer zu zeigen.«

»Mit Vergnügen«, antwortet Magawly und winkt dem Unteroffizier, mitzukommen. Meier beobachtet die russische B-Stelle mit erstaunlicher Gelassenheit.

»Ganz schön raffiniert, muß ich sagen«, wendet er sich an den Bataillonskommandeur. »Fährt der Panzer eigentlich?«

»Nach bisheriger Beobachtung nicht«, antwortet der Hauptmann. »Es ist wahrscheinlich ein Panzerwrack, oder der Schlitten hat Motorschaden.«

Der Unteroffizier sieht eine Weile zu dem Panzer hinüber, ehe er sagt:

»Herr Hauptmann, wenn die Grenadiere mit dem russischen Infanterieschutz fertig werden, wäre der Panzer kein Problem für uns.«

»Wann sind Sie einsatzbereit?« forscht Magawly.

»In zehn Minuten, Herr Hauptmann«, antwortet Meier.

»In Ordnung.« Magawly wendet sich dem Chef der 3. Kompanie zu: »Können wir in zehn Minuten einen Stoßtrupp zusammenbekommen?«

»Selbstverständlich, Herr Hauptmann«, erwidert der Oberleutnant.

»Nun gut, meine Herren. Es ist jetzt genau dreizehn Uhr fünfzehn. In zehn Minuten also, um dreizehn Uhr fünfundzwanzig. Zuerst Feuerüberfall aller Maschinengewehre und Granatwerfer, dann sind Sie an der Reihe, Meier. Das übrige besorgen wir selbst.«

Feldwebel Brauneis, ein erfahrener Zugführer, stellt rasch einen kampfstarken Stoßtrupp zusammen. Es handelt sich um sorgfältig ausgewählte Grenadiere, bewaffnet mit Maschinenpistolen, Handgranaten und geballten Ladungen.

Die Befürchtung Hauptmann Magawlys, nun werde der Russe den Abschnitt der 3. Kompanie mit verstärktem Artillerie- und Granatwerferfeuer belegen, bewahrheitet sich sonderbarerweise nicht, die Feuerdichte läßt sogar merklich nach.

Sind die Russen durch die Vorgänge bei der Kompanie Wessel in Verwirrung geraten? Wer weiß es?

Pünktlich auf die Sekunde hämmern die MG und die drei Granatwerfer der Kompanie jagen ihre Geschosse hinaus.

Im Feuerschutz der Maschinengewehre und Granatwerfer wird die 7,5-cm-Pak blitzschnell in Stellung gebracht. Die Geschützbedienung arbeitet in höchster Eile. Dann kracht der erste Schuß. Zu kurz. Die Granate reißt ein riesiges Loch in die Schneemauer und gleitet dann vom schrägen Bug des T 34 nach oben ab. Der zweite Schuß sitzt im Zentrum. Der dritte reißt den Turm aus dem Drehkranz und kippt den Bug hoch, so daß die Deckungslöcher der Russen sichtbar werden.

Die Pak feuert weiter. Sprenggranaten reißen die Erde auf. Auf kürzeste Entfernung abgeschossen, ist die Wirkung verheerend. Doch die russische Grabenbesatzung zeigt keine

Wirkung. Nirgendwo kommt ein Rotarmist in Sicht.

Um 13.30 Uhr wird der Pak-Beschuß eingestellt. Die Stoßtruppe wartet auf den Beginn ihres Einsatzes. Alle Maschinengewehre der 3. Kompanie nehmen die feindlichen Grabenstellung unter Beschuß.

Endlich erfolgt das Kommando: »Feuer einstellen! Stoßtrupp los!«

Schlagartig bricht das russische Artilleriefeuer ab; das sicherste Zeichen dafür, daß die B-Stelle ausgeschaltet ist.

Mit »Hurra!« stürmt der Stoßtrupp gegen den sowjetischen Grabenriegel. Vereinzelt peitschen Schüsse, belfern Maschinenpistolen. Die Grenadiere werfen Handgranaten auf die feindlichen Deckungslöcher. Dann kommt es zu den ersten Nahkämpfen. Grausame Gefechte um die berühmten »Kaninchenlöcher« (in den Schnee getriebene kurze Stollen, die einen Mann aufnehmen können) nehmen ihren Verlauf. Die Russen leisten erbitterten Widerstand. Niemand ergibt sich.

Unter dem Panzer hervor schießen mehrere Russen. Sie müssen mit Handgranaten niedergekämpft werden.

Um 13.58 Uhr ist der Kampf um die feindliche B-Stelle beendet. Beide Seiten hatten schwere Verluste erlitten.

Im Innern des schwer beschädigten T 34 findet Feldwebel Brauneis Reste einer kompletten Funkanlage. Völlig unversehrt dagegen ist der Funkschlüssel; eine wertvolle Beute. Die Russen hatten keine Möglichkeit mehr, die Funkunterlagen zu vernichten.

Die ziemlich verstörten Gefangenen werden sofort abtransportiert. Ein im Bataillonsgefechtsstand durchgeführtes Verhör bringt Aufschlüsse über die Zusammensetzung des Gegners.

Der 96. ID gegenüber liegen danach die 336. russische Schützendivision mit drei Regimentern und die 322. Schützendivision mit ebenfalls drei voll ausgerüsteten Regimentseinheiten. Außerdem verfügt der Russe im Abschnitt



Schepetowka noch über das XXV. Panzerkorps mit den Panzerbrigaden 162 und 175 sowie der 20. Schützenbrigade (mot.).

Wenn diese Gefangenenaussagen tatsächlich der Wahrheit entsprechen – und es besteht wenig Grund, an den Aussagen zu zweifeln –, dann gehen die Grenadiere der 96. ID bösen und schweren Zeiten entgegen.

Um so wichtiger ist es deshalb, den eigenen Angriff möglichst weit nach Osten vorzutragen. Je größer der Operationsspielraum ist, und je nachhaltiger der Gegner in seinem Aufmarsch gestört wird, desto leichter wird der Abschnitt von Schepetowka zu verteidigen sein.

Gegen 14.15 Uhr meldet Hauptmann Magawly an das Regiment: »Feindwiderstand gebrochen, Angriff läuft!«

Beim Regiment ist man zufrieden. Na, also. Magawly wird es schon schaffen, Scheludki zu nehmen. Jedenfalls beurteilt man die Lage jetzt wieder etwas optimistischer.

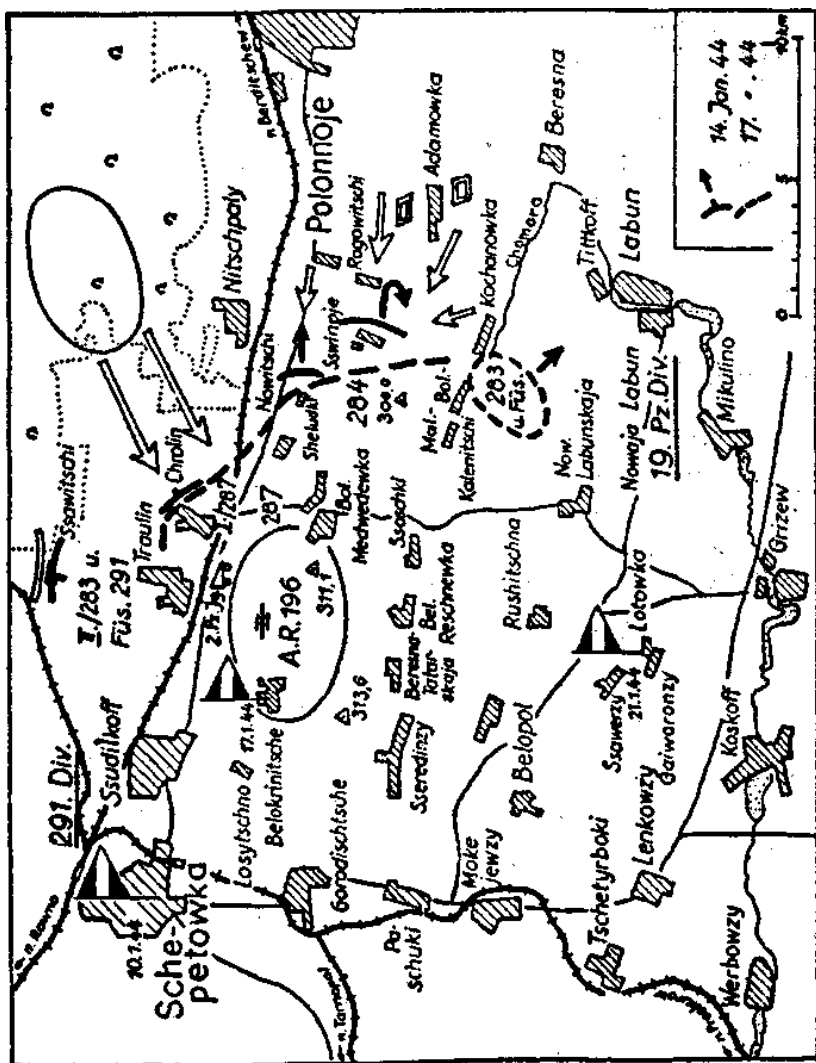
Doch schon bald weichen die Hoffnungen neuen Sorgen. Zwanzig Minuten später meldet der Kommandeur des II./GR 287 über Funk:

»Kompanie Wessel bei GP (Geländepunkt) 666,4 erneut auf starken Feindwiderstand gestoßen!«

GP 666,4 ist ein nach Osten abfallender Hang, an dessen unterem Rand sich eine Buschreihe von Norden nach Süden entlangzieht. Und darin sitzt der Russe mit Infanterie und einigen Maxim-Gewehren.

Die Grenadiere Wessel bewegen sich in völlig deckungslosem Gelände, während der Gegner in hervorragenden Deckungen liegt.

Leutnant Wessel denkt verbittert, ob denn die Pechserie nie mehr zu Ende geht. Noch sind allerdings keine Verluste eingetreten, weil die russischen MG-Schützen die Vorderhanglage nicht berücksichtigen und viel zu hoch anvisieren.



»Feuer unterlaufen! Sprungweise vorarbeiten!«

Wessel kann keinen anderen Befehl geben. Deckung zu suchen, wäre in dieser Lage aussichtslos, es muß also weiter angegriffen werden.

Durch Zufall kommt eine Melderverbindung zum Granatwerferzug des Bataillons zustande. Unteroffizier Hahnmann geht mit drei Werfern in Stellung und gibt Feuerunterstützung.

Es gelingt ihm, zwei Maxim-Gewehre außer Gefecht zu setzen. Dadurch erhält Wessels Kompanie wieder Luft. Die Grenadiere kommen bis auf Einbruchsnähe an den Gegner heran.

Die harten, trockenen Stakkati der russischen Maschinengewehre dröhnen den Landsern in den Ohren. Die Russen schießen, was das Zeug hält. Doch die Grenadiere Wessel arbeiten sich in Einzelsprüngen verbissen vor.

Der Kompanie voraus bewegt sich eine Vierergruppe, die aus dem Leutnant, den Feldwebeln Lanzendorf und Beckmeier, sowie dem Obergefreiten Korz besteht. Ihr folgt der junge Gefreite Jakob.

Jakob läuft es eiskalt über den Rücken. Das muß schiefgehen, wie die vier in ein MPi-Feuer rennen, das ihnen nun schlagartig aus den Büschen entgegenpeitscht. Aber diese Männer, in vielen Gefechten erprobt, sind keine Selbstmörder; die Erfahrung hat ihnen eine untrügliche Witterung eingegeben, einen »Riecher« für die »Löcher«, die sich auch im dichtesten Feuer bieten.

Als Jakob niemand mehr erkennt und glaubt, nun muß es sie erwischt haben, sieht er plötzlich Korz emporschnellen und in gewaltigem Sprungwurf eine Handgranate in ein Gebüsch werfen. Im Abstand weniger Sekunden krachen drei weitere Handgranaten ins gleiche Ziel.

Schreie gellen auf. Russen beginnen zu flüchten, verfolgt vom deutschen MG-Feuer. Männer des 3. Zuges stürmen in die

Bresche. Jakob wird mitgerissen.

Ohne eigentlich zu wissen, was er tut, zieht er den Abzug seiner MPi (Maschinenpistole), als ihm von rechts, den Gefechtslärm übertönend, russische Kommandoschreie ins Ohr hallen. Er sieht in wenigen Metern Entfernung einen sowjetischen Offizier in seiner MPi-Garbe zusammensacken. Und damit bricht auch schon der Gegenstoß eines kleinen feindlichen Verbandes zusammen.

Weitere Männer des 3. Zuges schließen auf, irgendwo beginnt einer »Hurra!« zu rufen, der Ruf setzt sich fort, und bald rollt in voller Kompaniebreite der Angriff auf die Buschreihe.

Doch mit dieser ist zunächst kaum mehr gewonnen, als eine etwas bessere Deckungsmöglichkeit. Hangaufwärts liegt der Russe mindestens in Kompaniestärke, vorzüglich getarnt, in Einmannlöchern, gut gedeckt gegen das deutsche MG-Feuer. Erst nach einem mehr als halbstündigen Nahkampf kommen die letzten Rotarmisten mit erhobenen Händen aus den Löchern.

Leutnant Wessel stellt die Verluste seiner Kompanie fest: elf Ausfälle, davon vier Tote. Die Verluste des Gegners sind noch etwas höher. Wie viele werden uns bis Scheludki noch entgegentreten? denkt Wessel. Er weiß, daß es ohne Verschnaufpause weitergehen muß. Tagesziel: Scheludki.

Die letzten Stunden dieses Tages sind kostbar geworden. Das Regiment befiehlt unmißverständlich:

»II. Bataillon tritt unverzüglich weiter gegen Scheludki an!«

Über eine weitere, freie Fläche geht es auf die Ortschaft zu. Bis auf etwa dreihundert Meter kommen die deutschen Grenadiere ungeschoren an die russischen Ortsrandstellungen heran, dann aber setzt plötzlich erneutes feindliches Abwehrfeuer ein.

Pak feuert vom West- und Südrand Scheludkis, knallt in die Angriffsreihen der Kompanien des II./GR 287. Mehrere

»Ratsch-Bum«-Geschütze und schwere Granatwerfer mischen mit.

Vor allem Wessels Grenadiere sind es, die mehr oder weniger schutzlos dem Granathagel ausgesetzt sind. Das frißt an den Nerven. Wieder hat die Kompanie Verluste zu beklagen; die Sanitäter haben alle Hände voll zu tun.

Die Landser fluchen und fragen, warum denn die eigene Artillerie nicht eingreife.

»Mensch, die können uns doch nicht einfach im Stich lassen!«, ruft der Obergefreite Kaiser seinem Gruppenführer zu. Der zuckt die Schultern und meint:

»Werden sie auch nicht. Der Chef hat Artillerie angefordert. So lange müssen wir es schon durchstehen.«

Zähneknirschend lassen die Grenadiere den Feuerorkan des Feindes über sich ergehen. Sie kratzen Löcher in den Schnee – ein lächerlicher Schutz gegen die herumschwirrenden Splitter.

Das Abwehrfeuer des Gegners wird immer heftiger. Schwere Maschinengewehre der Russen bestreichen das Gelände. Ihre hervorragend getarnten Standorte sind vorerst nicht auszumachen.

Für Hauptmann Magawly ist es klar, daß sein Bataillon sich in einem Schwächemoment befindet. Und das wissen wohl auch die Russen. Wenn sie die Lage richtig beurteilen, müssen sie jetzt zum Gegenstoß antreten, denn für jede Armee gilt der taktische Grundsatz, daß der Feind, der in den eigenen Kampfraum eindringt, sofort angegriffen werden muß.

Sollen sie! Ein Gegenstoß der Russen ist einkalkuliert. Deshalb werden seine Grenadiere nicht die Nerven verlieren. Nur – mit Panzern dürfen sie nicht kommen. In dieser kritischen Situation könnten vier oder fünf T 34 eine verhängnisvolle Panik auslösen.

Während Hauptmann Magawly die Lage durchdenkt und sein Adjutant immer wieder beim Regiment anfragt, wann endlich die Artillerieunterstützung einträfe, ertönt vorn bei

Leutnant Wessels Kompanie der Alarmruf:

»Achtung! Feindliche Panzer aus Nordost!«

Alle starren feindwärts. Wo sind die Panzer? Kommen sie wirklich, oder hat irgendeiner nur falschen Alarm geschlagen?

Nein, kein falscher Alarm! Die T 34 rasseln heran, schießen im Fahren. Drei Panzer sind es, dicht nebeneinander auf die Kompanie Wessel zurollend. Ihre Absicht liegt klar auf der Hand: Die frontal angreifende Kompanie der Deutschen soll noch vor der russischen HKL (Hauptkampflinie) zerschlagen werden.

Leutnant Wessel weiß, was die Stunde geschlagen hat, und befiehlt:

»Panzernahkampftrupps fertigmachen zum Einsatz!«

Feldwebel Lanzendorf, der »Panzernahkampf spezialist« der Kompanie, sammelt seine sieben Männer, die mit der Panzerfaust umzugehen wissen.

Die T 34 machen Schießhalt, drehen die Türme, richten die Rohre ein, nehmen Maß. Durch das Erscheinen der Panzergiganten allein aber lassen sich die Grenadiere noch nicht ins Bockshorn jagen. »Überrollen lassen« ist für die Soldaten der 96. ID nichts Neues mehr. Im Norden der Ostfront haben sie diese Kampfmethod mehr als einmal erfolgreich praktiziert und dabei so etliche T 34 zur Strecke gebracht. Daß es manchen Kameraden das Leben gekostet hatte, wer würde in diesem Moment daran denken? Sie sind auf alles gefaßt und sich darüber klar, daß sie keinen Schritt zurückweichen dürfen.

Doch zum Glück kommt es nicht zum Äußersten.

Plötzlich hören die Grenadiere des H./GR 287 ein dumpfes Grollen hinter sich, und Sekunden später rauschen die Granaten der deutschen Artillerie über ihre Köpfe hinweg.

Das eigene Artilleriefeuer legt sich wie ein mächtiger Vorhang vor die deutschen Linien, schlägt nahe den T 34 ein. Daraufhin gaben die russischen Panzerkommandanten wohl den Befehl zum Rückzug. Jedenfalls verschwinden die Kolosse

nacheinander.

Fünf Minuten lang verlegt die Divisionsartillerie ihr Feuer auf die Ortsrandstellungen. Mehrere Häuser werden eingeschert, die russischen Pak und Feldgeschütze außer Gefecht gesetzt.

Im Schutz der eigenen Feuerglocke stürmen die Grenadiere nun auf die Ortschaft zu. Und dieses Mal gelingt der Einbruchversuch!

Wessels Kompanie rollt die nur schwach besetzten Stellungen der Russen im Nahkampf auf.

Dem weiteren Vordringen zur Ortsmitte jedoch setzt der Gegner erbitterten Widerstand entgegen. Zweifellos hat sich das Gros der Verteidiger zum Westrand der Ortschaft abgesetzt.

Das bedeutet aber keineswegs, daß die Gegner den übrigen Teil von Scheludki kampflös geräumt hatten. Ganz im Gegenteil! Kleinere Kampf- und Zerstörtrupps bleiben nach wie vor in Aktion.

Die Russen sitzen in den Häusern, in Kellerlöchern, hinter Kartoffelmieten, in Scheunen und Gärten. Zwischen ihnen und den vordringenden Deutschen entbrennen heimtückische und für beide Seiten Verlustreiche Einzelgefechte.

Zwischendurch erschüttern Explosionen die Luft. Die feindliche Nachhut sprengt Munitionsbestände. Nichts soll den Deutschen in die Hände fallen.

Die Einheitsführer sind in der Gefahr, die Übersicht zu verlieren. Die Kompanien kämpfen, teilweise völlig auseinandergerissen, in kleinsten Trupps von drei bis vier Mann. Im Augenblick müßten alle Versuche, die Einheiten wieder fest in den Griff zu bekommen, ohne Erfolg bleiben, weil der Feind durch seine zahlreichen Widerstandsnester ein Gefecht in durchgehender Linie unmöglich macht.

So wie die Kompanieführer in der Luft hängen, so ungewiß

ist auch die Lage beim Bataillon.

»Es ist zum Haarausraufen!« stöhnt Hauptmann Magawly in seinem vorgeschobenen Gefechtsstand.

Etliche Male hatte er schon Melder losgeschickt. Sie sollten die Verbindung zu den Kompanien wiederherstellen. Umsonst! Entweder kehrten die Melder zurück, weil nicht durchzukommen war, oder sie blieben überhaupt weg. Noch weiß niemand, was mit ihnen geschehen ist.

Mehrfach forderte das Regiment Lageberichte. Magawlys Meldungen, über Sprechfunk durchgegeben, lauteten dann etwa so:

»Lage in Scheludki undurchsichtig, weil zur Zeit keine Verbindung zu den Kompanien besteht. Ich höre heftigen, andauernden Gefechtslärm. Nahkämpfe im ganzen Ort! Die Russen leisten offenbar erbitterten Widerstand. Erbitte dringend raschen Munitionsnachschub, da sich die Kompanien bald verschossen haben müssen.«

Dieses Gespräch fand um vierzehn Uhr Statt. Drei Minuten später knallt und prasselt es vor dem Gefechtsstand des Bataillonskommandeurs.

Ein Melder stürzt herbei. »Herr Hauptmann, die Russen greifen den Gefechtsstand an!«

Der Obergefreite hat das kaum gemeldet, da detonieren bereits Handgranaten, peitschen MPi-Salven, ertönt »Urrä!«-Geschrei.

Zusammen mit den Meldern, dem Adjutanten und dem Ordonnanzoffizier muß sich Hauptmann Magawly zehn Minuten lang gegen die Angreifer zur Wehr setzen, bis die Lage endlich bereinigt werden kann.

Dann überstürzen sich die Ereignisse. Es gibt keine Atempause. Um 15.30 Uhr werden die Grenadiere des II./GR 287 durch Motorenlärm und Gleiskettengerassel aufgeschreckt.

Am Südrand von Scheludki greifen die Russen mit einem



Panzerrudel an. Die dort kämpfende 3. Kompanie hat außer zwei Panzerfäusten keine panzerbrechenden Waffen.

Der als Flankenschutz eingesetzte 2. Zug wird von dem angreifenden Panzerverband – es sind drei T 34 und ein KW I – überrollt, ohne daß mit Maschinengewehren und Karabinern eine Gegenwehr möglich gewesen wäre. Vier Grenadiere werden von den T 34 niedergewalzt.

Einen Moment sieht es so aus, als würde Panik ausbrechen. Aber der Zugführer und die Gruppenführer verhindern diese. Unteroffizier Markner rennt mit einer geballten Ladung hinter dem letzten T 34 her, um ihm das tödliche Paket auf das Heck zu werfen.

Doch der Panzerkommandant paßt gut auf. Blitzschnell taucht er im Turm auf und feuert seine MPi auf den deutschen Unteroffizier ab. Markner bricht in der Geschoßgarbe zusammen. Kameraden bergen ihn schwerverwundet.

Nun spitzt sich die Situation in Scheludki gefährlich zu. Der Schrei »Russische Panzer sind in der Ortschaft!« alarmiert alle.

Rasch werden Nahkampftrupps gebildet, und als das Panzerrudel zwischen der 1. und der 3. Kompanie in die Ortschaft einbricht, werfen diese Trupps sich ihm todesmutig und entschlossen entgegen. Der KW I wird durch eine Panzerfaust bewegungsunfähig gemacht und schließlich mit einer Dreikiloladung außer Gefecht gesetzt. Die Besatzung versucht auszubooten, was ihr aber nicht mehr gelingt, denn in diesem Augenblick fliegt der stählerne Koloß auseinander. Seine glühenden Wrackteile legen zwei Russenkaten in Trümmer.

Als die Kommandanten der übrigen T 34 sehen, daß die Deutschen den »großen Bruder« geknackt haben, vergeht ihnen alle Lust. Sie preschen mit heulenden Motoren die Dorfstraße hinunter und verschwinden in südwestlicher Richtung aus der Ortschaft.

Eine brandgefährliche Situation wäre damit bereinigt.

Dennoch ist für das II./GR 287 noch kein Silberstreifen am Horizont zu sehen. Die Nahkämpfe gehen nach wie vor weiter, obwohl bei der 1. und 3. Kompanie der Eindruck entsteht, als würde die Kampfkraft der russischen Widerstandstrupps allmählich erlahmen.

Der 2. Kompanie gelingt es schließlich, das Blatt zugunsten des II. Bataillons zu wenden.

An der linken Flanke eingesetzt, hatte sich die Kompanie durch zwei feindliche Feldstellungen durchkämpfen und hohe Verluste hinnehmen müssen.

Besondere Brennpunkte waren dabei die Kämpfe um zwei russische Pak-Bunker. Über eine Stunde lang behaupteten sich die Bunkerbesetzungen gegen die wiederholten Angriffe der Deutschen.

Der Trupp des Unteroffiziers Beiling setzte schließlich mit einem Zufallsschuß aus einem 8-cm-Granatwerfer einen der Pak-Bunker außer Gefecht. Das war das Signal für den 3. Zug, sofort mit einem Stoßtrupp anzugreifen und die Bunkerbesetzung mit Handgranaten außer Gefecht zu setzen.

Minuten später zeigte der russische Pak-Kampfstand ein weißes Tuch. Neun Rotarmisten gaben sich gefangen, nur der Geschützfürher, ein Unterleutnant, zog es vor, sich selbst zu erschießen.

Jetzt, um 14.40 Uhr, treffen die ersten Teile der 2. Kompanie in Scheludki ein und gehen bis in die Ortschaft vor. Es gelingt ihnen, zwei von den Russen besetzte Widerstandsnester mit einem Flammenwerfer zu vernichten.

Inzwischen ist es Wessels Kompanie gelungen, über die Ortsmitte hinweg bis an den westlichen Dorfrand vorzudringen und eine geschlossene HKL herzustellen, obwohl noch immer russische Trupps aus dem Hinterhalt Feuerüberfälle durchführen.

Melder werden zum Bataillon in Marsch gesetzt. Sie kommen durch. Auch die anderen Kompanien stellen

Melderverbindung her, so daß der Bataillonskommandeur endlich klaren Überblick bekommt. Doch es dauert hoch eine halbe Stunde, bis seine Führungsmaßnahmen durchgreifen.

Als erstes bildet der Bataillonskommandeur Säuberungsgruppen, denen Pioniere unterstellt werden. Ihre Aufgabe ist es, die Ortschaft systematisch durchzukämmen und den letzten Widerstand zu brechen.

Bei einer gründlichen Durchsuchung der Häuser können noch Gefangene gemacht, sowie Waffen und Munition in größeren Mengen sichergestellt werden. In einem Haus finden Pioniere beispielsweise über fünfzig Kilogramm hochexplosiven Sprengstoff, die ausgereicht hätten, das ganze Dorf in Trümmer zu legen.

Gegen fünfzehn Uhr kann Hauptmann Magawly der Division endlich die Einnahme Scheludkis melden.

In der Ortschaft herrscht nun Ruhe. Aber sie ist trügerisch, das weiß Magawly. Der Russe wird sich nicht mit dem Verlust von Scheludki abfinden. Er wird wiederkommen, sicher auch mit Panzern. Und vorher wird er die Übermacht seiner Artillerie einsetzen.

Deshalb müssen sofort Stellungen ausgebaut und jedes Haus, in dem sich ein Keller befindet, zu einer kleinen Festung gemacht werden.

Die Grenadiere, erschöpft und hungrig, sind natürlich nicht begeistert. Will der Kommandeur etwa in diesem Kaff überwintern? fragen sie sich.

Doch sie selbst ahnen, genauso wie der Bataillonier, daß der Gegenangriff der Russen kommen wird, wahrscheinlich sogar noch in der Nacht.

Was aber ein Nachtangriff der Russen bedeutet, das wissen die fronterfahrenen Grenadiere der 96. ID nur zu gut. Wer dann nicht in sicherer Deckung liegt, hat keine Chance mehr. Also schuften sie wie die Besessenen. Gräben werden ausgehoben, MG-Nester gebaut, Minen gelegt, sogar Stacheldrahthinder-

nisse entstehen, die Häuser werden mit dem kärglichen Inventar verbarrikadiert.

Mitten in die Vorbereitungen zur Verteidigung hinein kontert der Gegner mit schlagartigen Feuerüberfällen.

»Damit mußten wir ja rechnen«, erklärt Hauptmann Magawly seinen Kompaniechefs, die gerade zu einer Besprechung versammelt sind. Und er fährt fort: »Wenn ich auch auf der anderen Seite säße, meine Herren, würde ich auch nichts unversucht lassen, die Ortschaft wieder zurückzuerobern. Und sei es nur deshalb, um für die Nacht ein Dach über dem Kopf zu haben. Also: Keine Panik aufkommen lassen, Herrschaften. Hoffentlich schickt uns das Regiment die Pak-Unterstützung, die ich nachdrücklich angefordert habe. Wir müssen Scheludki wenigstens bis morgen früh halten, koste es, was es wolle.«

Während die Kompanieführer sich abmelden und den Gefechtsstand verlassen, tastet der Stabsgefreite Wöller folgenden verschlüsselten Spruch an die Division: »Russe schießt mit schweren Werfern und leichter Artillerie auf Scheludki. Mit Gegenstoß muß noch vor Einbruch der Dunkelheit gerechnet werden.«

Die Antwort der Division lautet: »Sprechen Bataillon größte Anerkennung aus. Halten Sie Scheludki. Keinen Schritt zurück!«

Hauptmann Magawly zeichnet den Funkspruch ab und meint zu seinem Adjutanten:

»Ganz abgesehen davon, daß wir gar nicht daran denken, uns in die Wüste jagen zu lassen, ist dies hier ein ganz klarer ›Anbindebefehl‹. Wir können also nicht mehr zurück, egal, was auf uns zukommen wird.«

\*

Scheludki ist nur einer von vielen Brennpunkten im Kampfraum der 96. ID.

Auch am linken Flügel der Division geht es heiß her, vor allem im Abschnitt des I. Bataillons GR 287. Es liegt vor den Wäldern von Nitschpaly an einer besonders exponierten Stelle.

Laut Gefangenenaussagen ziehen hier die Sowjets starke Kräfte zusammen, um von Norden her den Abschnitt der 96. ID aufzurollen.

Bereits in der vergangenen Nacht hat der Kommandeur des I./GR 287, Hauptmann Grote, operative Gefechtsaufklärung betrieben. Leider war den Stoß- und Spähtrupps des I. Bataillons das Eindringen in die Wälder westlich von Nitschpaly nicht geglückt. Sie waren vom Russen blutig abgewiesen worden. Nur ein zehn Mann starker Spähtrupp konnte etwa eineinhalb Kilometer tief in die Wälder vorstoßen, wobei er sieben seiner Männer verlor. Unter abenteuerlichen Umständen kehrte der Unteroffizier mit den restlichen Soldaten um vier Uhr morgens wieder zu den eigenen Linien zurück.

Das Ergebnis der Aufklärungsvorstöße ließ sich in einem einzigen Satz zusammenfassen: »In den Wäldern wimmelt es von Russen!«

Hauptmann Grote hatte den Ia (Erster Generalstabsoffizier) der Division am Feldfernsprecher: »Das entspricht an sich den Erwartungen, Grote. Der Herr General hat bereits eine Artillerieabteilung für Ihren Abschnitt freigemacht. Sie bekommen jede denkbare Feuerunterstützung.«

In den Morgenstunden des 3. Januar wurden die westlichen Waldränder von Nitschpaly artilleristisch vermessen, die Feindstellungen genau geortet und in die Schießkarten eingetragen.

Als dann, wie in allen anderen Abschnitten, um zwölf Uhr das I./GR 287 zum Angriff auf die Wälder von Nitschpaly antrat, prasselte ein zehnminütiger Feuerorkan auf die

russischen Stellungen.

B-Stellen und Vorgeschobene Beobachter meldeten nach diesem Vernichtungsfeuer dem AR 196:

»Feuerraum VC 345 gleicht einer Mondlandschaft!«

Sogar Oberwachtmeister Burda, einer der erfahrensten VB, der nicht leicht zu täuschen war, berichtete:

»Wie ich von hier aus sehen kann, steht dort drüben nichts mehr. Alle Waldrandstellungen sind eingeebnet. Sieben von zehn erkannten Kampfständen haben wir unter die Erde gebracht.«

Die Soldaten des I./GR 287 waren daher voller Hoffnung und Zuversicht. Aber es kam ganz anders!

Das Bataillon gewann im ersten Angriffsschwung einen Höhenzug. Russische MG versuchten zwar, mit Strichfeuer die Grenadiere am weiteren Vorgehen zu hindern. Auch Pak schoß in die tiefgestaffelten deutschen Angriffsreihen. Aber Grotes Grenadiere stapften weiter durch den Schnee.

Ein zweiter, niedriger Höhenzug wurde genommen.

Die Angreifer, bisher ohne Verluste, rafften sich zum Endspurt auf. Noch siebenhundert Meter galt es zu überwinden, dann waren sie auf Einbruchsdistanz.

Etwa hundert Meter hetzten sie noch weiter, dann schlug der Russe zu.

Mit zwanzig Kanonenbatterien und vier »Stalin-Orgeln« (Raketensalvengeschütze) faßte er die Kompanien des I./GR 287 mitten im freien deckungslosen Gelände, trieb sie auseinander und fügte ihnen schwere Verluste zu.

Bereits nach den ersten Salven der russischen Batterien meldeten die Kompanien an das Bataillon über dreißig Ausfälle, darunter zwölf Tote.

Hauptmann Grote sah, wie seine Kompanien zusammenschmolzen und sich aufzulösen drohten. Panik schien sich auszubreiten.

Was tun? Zurückgehen? Weiter angreifen? Beides hieße

nichts anderes, als ein ganzes Bataillon der russischen Artillerie zu opfern und die Überlebenden von feindlicher Infanterie aufreiben zu lassen.

Im Augenblick gab es daher nur eines, und das wurde auch befohlen:

»Bataillon gräbt sich ein, und geht keinen Schritt zurück, bevor nicht der Befehl hierzu gegeben wird!«

Grote begab sich unverzüglich nach vorn, rannte von Kompanie zu Kompanie, sprach Mut zu, feuerte an, und wo es nötig war, griff er auch zu drastischen Mitteln.

Einer Gruppe flüchtender Landser stellte sich der Hauptmann mit entschlossener MPi in den Weg.

»Zurück! Sofort zurück in eure Stellungen!« schrie er sie an.  
»Keinen Schritt weiter, oder ich schieße!«

Die Männer blieben stehen und starrten ihren Kommandeur wortlos an.

»So also stellt ihr euch das vor!« piffte Hauptmann Grote an. »Stiftengedenken und die Kameraden im dicksten Dreck sitzenlassen. Und das in meinem Bataillon!«

Einer nach dem anderen verzog sich daraufhin in Richtung der eigenen Kompanie.

Obwohl Hauptmann Grote die Männer mit Namen kannte, erwähnte er später den Vorfall nicht mehr.

Um einen Vorgang zu kennzeichnen, wie ihn jetzt das I./GR 287 durchzustehen hat, benötigten die Tagebucheinträge der höheren Truppenführung gemeinhin nur einen lapidaren Satz. Etwa: »Im heftigen gegnerischen Artilleriefeuer gräbt sich das Bataillon ein, da das Gelände keine natürlichen Deckungen bietet.«

Ob menschliche Vorstellungskraft ausreicht, sich ein wirklichkeitsnahes Bild vom Inhalt eines solchen Satzes zu machen?

Schnee, Eis- und Lehmbrocken verschaffen den ersten –

erbärmlichen – Splitterschutz. Scheinbar hoffnungslos kratzt der kurze Infanteriespaten den eisigen, steinhart gefrorenen Lehm Boden an. Dennoch schürfen und schinden die Männer sich zentimeterweise in den Boden, fieberhaft und schweißtriend, trotz der dreißig oder mehr Minusgrade.

Pausenlos streut das feindliche Feuer die Fläche ab, deren schwache Hügelzungen vom Schnee völlig eingeebnet sind. Aber so sehr die Männer die russische Artillerie verfluchen, derentwegen sie hier zu Boden gehen mußten, so wünscht sich doch jeder einen ganz nahe gelegenen Einschlag. So nahe, daß man, im toten Winkel platt an den Boden gepreßt, das Davonheulen der Splitter abwarten und danach in den frischen Granattrichter springen kann. Diesen mit dem weichen Erdreich aus der Zone unterhalb der Frosttiefe zu einem ordentlichen Schützenloch auszubauen, ist vergleichsweise leicht.

Ungewöhnlich lange hält das Ari- und Werferfeuer an. Nach der Erfahrung der Männer hätte es schon abbrechen und nach Sekunden der plötzlichen, unheimlichen Ruhe das »Urräää!«-Geschrei angreifender russischer Infanterie einsetzen müssen. Kommen wird der russische Gegenstoß mit Sicherheit! Und bis dahin ist jede geschenkte Minute wertvoll für die Schanzarbeit.

In Feindrichtung baut sich eine künstliche Nebelwand auf. Minuten später ebbt das Trommelfeuer ab, bis es ganz aussetzt. Nun ist es soweit!

Wie nicht anders zu erwarten, brandet der russische Gegenangriff in mehreren Wellen gegen die Kampflinie des I. Bataillons, vor allem aber auch gegen die Nahtstelle zum Nachbarregiment, dem GR 284. Hier gelingt den Russen ein tiefer Einbruch, der erst nach mehr als einstündigem erbittertem Kampf bereinigt werden kann.

Etwa zwei Stunden lang widersteht das hart angeschlagene I./GR 287 den pausenlos wiederholten russischen Angriffen. Die Division bemüht sich, durch Einsatz des AR 196



Entlastung zu verschaffen. Aber wegen der Gefährdung der eigenen Truppe verbietet sich der direkte Beschuß. Das Artillerieregiment muß sich darauf beschränken, die – als solche unbedingt zu vermutenden – Bereitstellungsräume im Raum Nitschpaly unter Feuer zu nehmen.

Schließlich werden die russischen Vorstöße kraftloser. Der tiefgestaffelte Kampfraum kann von sowjetischen Schützenverbänden, die hier und da weit eingedrungen waren, gesäubert werden. Die 2. Kompanie bringt dabei Gefangene in etwa Zugstärke mit.

Diese werden sofort zum Bataillonsstab zurückgeführt und vom Dolmetscher vernommen. Dabei bestätigt sich, was bereits im steckengebliebenen Angriff des I./GR 287 bitter genug zutage getreten war: Der angriffsvorbereitende kraftvolle Feuerschlag des AR 196 hatte lediglich fabelhaft gebaute Lockziele getroffen und angeblich nicht einen einzigen Rotarmisten zu Schaden gebracht.

Auch die russischen Gegenstöße waren keineswegs aus jenen Stellungen erfolgt, die die deutsche Aufklärung erkannt zu haben glaubte, sondern aus den dahinterliegenden Wäldern. Den vergleichsweise hohen Zeitaufwand, den solch ein aus der Tiefe geführter Gegenstoß erforderte, wollte die russische Führung dadurch kompensieren, daß sie den deutschen Angreifer zunächst nahezu unbehindert bis auf die deckungslose Ebene vorgehen ließ, um ihn dort in massiertem Artillerie- und Werfereinsatz festzunageln und einen etwaigen Rückzug durch Sperrfeuer zu vereiteln.

Der gewiefte Taktiker auf der russischen Seite hatte sicherlich nicht die naive Hoffnung, daß die Deutschen in Hilflosigkeit verharren würden, aber die Abwehrkraft, die das I./GR 287 dann tatsächlich entfaltete, mußte auch realistische Erwartungen weit übersteigen.

Während einer kurzen Lagebesprechung stimmen Hauptmann

Grote und seine Kompanieführer darin überein, daß die im Augenblick wiedergewonnene Handlungsfreiheit nur dahingehend genutzt werden dürfe, das Bataillon vom Gegner zu lösen und auf verteidigungsgünstige Stellungen zurückzuführen. Eine solche bietet sich etwa siebenhundert Meter westlich in Gestalt einer halbmondförmigen Bodenerhebung an.

Kurz nach fünfzehn Uhr kommt eine Fernsprechverbindung zwischen Hauptmann Grote und dem Ia der Division zustande. Dieser zögert mit Rücksicht auf die Gesamtlage der Division und deren operativen Auftrag, die Genehmigung zum Rückzug zu geben. Aber in der Einsicht, daß das I./GR 287 in der derzeitigen Stellung von einem neuerlichen russischen Angriff aufgerieben werden würde, genehmigt er dennoch die Absatzbewegung und veranlaßt, daß die artilleristische Abschildung unmittelbar zwischen Hauptmann Grote und dem Kommandeur des AR 196 vereinbart werden solle.

Der Kommandeur des AR 196, Oberstleutnant Voigt, bekannt wegen seines Temperaments, wird über die Klappenschränke von GR 287, 96. ID und AR 196 erreicht, aber Grote bringt seine Bitte um Unterstützung fürs erste nicht an. Der Oberstleutnant poltert sofort los, daß er es dem Russen nie vergessen werde, wie er heute von ihm hereingelegt worden sei. Wenn nur die Verbindung nicht abreißt, ehe ich zu Wort komme! denkt Grote, aber irgendwie tut es ihm doch wohl, aus den Worten des Ari-Kommandeurs zu hören, wie nahe es ihm geht, daß das I. Bataillon die Sache hatte ausbaden müssen.

»Was kann ich für Sie tun, Grote?«

»Herr Oberstleutnant, I./GR 287 wird mit Genehmigung der Division auf Höhe 431 zurückgenommen. Ich erbitte Feuerunterstützung.«

»Bekommen Sie, Grote. Und diesmal erleben wir keine Panne. Während Ihr Bataillon beschossen wurde, haben meine Schallmeßtrupps jeden Bums vermessen; wir haben jetzt

ziemlich gute Unterlagen darüber, wo die russischen Batterien stehen. Wann setzen Sie sich ab?»

»Schnellstmöglich, Herr Oberstleutnant. Wenn der Russe noch mal angreift, sind wir erledigt.«

»Können Sie noch dreißig Minuten halten, Grote? Bitte Uhrenvergleich – fünfzehn Uhr, vierunddreißig Minuten. Punkt sechzehn Uhr vier gibt IV. Abteilung Feuerschlag mit allen Geschützen. Einverstanden?»

»Alles klar. Uhrenvergleich stimmt. Bataillon setzt sich nach Feuerschlag sechzehn Uhr vier beschleunigt auf Höhe 431 ab. Gehorsamsten Dank, Herr Oberstleutnant.«

»Wir tun, was wir können. Hals- und Beinbruch, Grote! Ende.«

Die IV. (schwere) Abteilung des AR 196 ist mit schweren Feldhaubitzen ausgerüstet. Die meisten Geschütze entstammen der tschechischen Skoda-Produktion; sie stehen den deutschen in keiner Hinsicht nach. Die Feuerkraft der ganzen Abteilung ist ausreichend, die erkannten gegnerischen Batterien schlagartig auszuschalten oder so lange niederzuhalten, wie das I./GR 287 für die kurze Absetzbewegung benötigt.

Aber wenn Oberstleutnant Voigt sich auch optimistisch gab, so wußte er doch, was alles seine Berechnungen umwerfen könnte.

Der Feuerschlag muß gegen einen verdeckt stehenden Gegner geführt werden. Ob die Schallmeßtrupps tatsächlich alle Batterien ausgemacht haben, kann niemand beschwören. Und fast immer hält der Russe sogenannte »Schweigebatterien« feuerbereit, die erst dann in Aktion treten, wenn die feuernden Batterien unter Beschuß genommen werden. Dann aber kommt eine noch so schnelle Vermessung fast immer zu spät.

Außerdem fragt es sich, ob die angeschnittenen Batterien inzwischen keinen Stellungswechsel vorgenommen haben. Die

Russen, seit eh und je Meister des Artillerieeinsatzes, besitzen im raschen Stellungswechsel eine Perfektion, die nur schwer zu überbieten ist.

Die IV. Abteilung muß zweierlei Sprenggranaten verschießen: solche mit Abprallern zur Bekämpfung der Geschützbedienungen und solche mit AZoV (Aufschlagzünder ohne Verzögerung) zur Vernichtung des Gerätes.

Die Batterieoffiziere, Geschützführer und Kanoniere, die mit höchster Beschleunigung die Vorbereitungen zum Feuerschlag treffen, wissen, daß sie keine Möglichkeit haben, sich einzuschießen, sondern daß sich das Schicksal des Infanteriebataillons damit entscheidet, ob der Überraschungsschlag »sitzt«.

Punkt 16.04 Uhr fällt diese Entscheidung. Bald nachdem die gewaltigen Detonationen des Feuerschlages verklungen sind, steht fest, daß die Schallmeßtruppe, die Feuerleitoffiziere und die Richtkanoniere präzise Maßarbeit geleistet haben. Nicht ein einziger Schuß aus russischen Rohren antwortet.

Als die Russen endlich nach vierzig Minuten aus ihren zerschlagenen Batterien einige Geschütze zum Feuern bringen, befindet sich das I./GR 287 längst in den neuen, Stellungen – nach einer Absetzbewegung ohne jeglichen Verlust!

Der Divisionsstab hat die Funkmeldung des I./GR 287 kaum zur Kenntnis genommen, da trifft im Gefechtsstand eine neue Hiobsbotschaft ein. Sie kommt vom II./GR 287. Hauptmann Magawly funkt: »Lage in und bei Scheludki weiterhin gespannt. Feind beschießt Ortschaft pausenlos mit schwerer Artillerie. Aus Richtung Straße Scheludki-Polonnoje sind Motoren- und Kettengeräusche zu hören. Panzerangriff aus dieser Richtung wahrscheinlich.«

Aber es kommt noch schlimmer. Beim GR 284, das die Ortschaft Swinoje und die sogenannte »Signalhöhe« zu verteidigen hat, zeichnen sich neue Angriffsschwerpunkte des

Gegners ab.

Eine Stunde später meldet das GR 284 den Verlust der strategisch wichtigen »Signalhöhe«. Und so war es geschehen:

Der von starken Panzer- und Infanterieeinheiten durchgeführte feindliche Gegenangriff kommt für die Grenadiere des GR 284 völlig unerwartet. Die T 34 rollen über das Gelände nördlich der »Signalhöhe«, das von der eigenen Führung als »panzersicher« angesehen wurde. Ausgerechnet hier brechen die russischen Panzer mit aufgesessener Sturminfanterie durch!

Da das im Angriffsabschnitt liegende I. Bataillon noch keine panzerbrechenden Waffen zur Verfügung hat, können rasch eingesetzte Panzervernichtungstrupps nur mit geballten Ladungen ausgerüstet werden. Sie scheitern an der wütenden Abwehr der mitgeführten sowjetischen Sturminfanterie, die, mit MPi von den Panzern herunterschießend, keine Chance geben, an sie heranzukommen.

Das Durcheinander scheint sich zur Panik auszuwachsen. Zwar bekommen die Kompanieführer ihre Einheiten bald wieder in den Griff, doch das Verhängnis ist nicht mehr aufzuhalten.

Noch während die T 34 im Einbruchsraum herumkurven und alles niederzuwalzen versuchen, und die nun abgesessene russische Sturminfanterie sich mit kleinen deutschen Gruppen herumschlägt, packt außerdem die Artillerie der Russen zu.

Sehr geschickt ziehen sich Panzer und Sturminfanterie aus dem eigenen Feuer und nehmen vom Vorfeld aus die Deutschen weiterhin unter Beschuß.

Schwerste Kaliber und 8-cm-Granatwerfer ackern die »Signalhöhe« um. Die T 34 schieben sich, neu formiert, bis auf hundertfünfzig Meter an die deutschen Stellungen heran und beginnen, mit gezieltem Einzelfeuer Schützenloch um Schützenloch zu vernichten.

Dann schießt der Russe plötzlich Nebelgranaten. Lage um

Lage rauscht heran. Man sieht die Hand nicht mehr vor den Augen.

Die Grenadiere wissen: Es wird nicht mehr lange dauern, dann kommen die Russen, um im Schutz der Nebelwand die »Signalhöhe« zu erstürmen.

Lautlos tauchen zwei russische Schneeschuhkompanien vor den deutschen Stellungen auf, und die Landser bemerken in der Nebelwand den Gegner erst, als dieser schon die Einbruchsnähe erreicht hat und das markerschütternde Kampfgeschrei der Rotarmisten ertönt.

Etwa hundertsechzig deutsche Grenadiere wehren sich gegen eine vierfache Übermacht, werfen sich mit dem Mut der Verzweiflung den Russen entgegen. Und noch während die erbittertsten Nahkämpfe im Gange sind, bricht nördlich der »Signalhöhe« eine sibirische Schützenkompanie überraschend in die deutschen Stellungen ein und drückt die dort liegende Kompanie zurück.

Über eine Stunde wehren sich die Soldaten des GR 284 gegen die feindliche Übermacht. Es gelingt sogar, für kurze Zeit die Russen ostwärts der »Signalhöhe« zweihundert Meter ins Vorfeld abzudrängen, doch dann erlahmt die Widerstandskraft der deutschen Verteidiger.

Um das Bataillon nicht der Gefahr auszusetzen, ganz aufgerieben zu werden, beschließt der Regimentskommandeur, die »Signalhöhe« vorübergehend aufzugeben und sich schrittweise bis in eine achthundert Meter entfernt liegende Ausweichstellung abzusetzen.

Weiterhin nachdrücklichen Widerstand vortäuschend, löst sich das Bataillon zugweise vom Gegner.

Die Russen bemerken den Schachzug der Deutschen erst, als diese längst die »Signalhöhe« geräumt haben und nur noch eine schwache Nachhut den Feind in Atem hält.

Trotzdem kann von einer endgültigen Bereinigung der Lage noch nicht gesprochen werden.

Werden die Russen nachstoßen? Jede Annahme spricht dafür. Bringen sie dabei ihre T 34 zum Einsatz, muß das GR 284 zwangsläufig erneut in eine ernste Krise geraten, weil noch immer keine panzerbrechenden Waffen zur Verfügung stehen.

Aufregende Minuten verstreichen. Kommen die russischen T 34, oder kommen sie nicht?

Es ist Kaum zu fassen, aber der Gegner stößt mit seinen Panzern nicht nach! Er verzichtet darauf, seine Überlegenheit vernichtend zur Geltung zu bringen.

Diese taktische Unterlassungssünde sollte sich bald bitter rächen.

Während Nachhuten des I. Bataillons noch in Plänkelgefechten mit den Russen stehen, trifft Oberstleutnant Gehrke, der Kommandeur des GR 284, bei Geländepunkt 563 mit Hauptmann Thos, dem Kommandeur des I. Bataillons, zusammen.

Aufmerksam hört sich Gehrke den Lagebericht an, ohne den jungen Hauptmann ein einziges Mal zu unterbrechen. Dann dankt er, sieht Thos fest an und befiehlt:

»Sofortiger Gegenstoß!«

Thos kann sein Erschrecken nicht verbergen, obgleich er in der Beurteilung der Lage und den daraus zu ziehenden Schlüssen mit dem Regimentskommandeur sogar übereinstimmt.

Der Entschluß, die »Signalhöhe« vorerst preiszugeben, hatte das GR 284, insbesondere das I. Bataillon, vor der Vernichtung gerettet. Die Einheiten konnten sich sammeln, neu vermunitonieren und Verpflegung fassen. Die akute Krise, in der sich das Regiment vor einer Stunde befand, ist dank der geglückten Absetzung bereinigt; zumindest für den Augenblick und bestenfalls für die nächsten Stunden! Der Hauptmann ist sich völlig klar über die Notwendigkeit, die »Signalhöhe« schnellstens wiederzugewinnen. Aber hinter dem exakten Denken des Offiziers Thos keimt auch das Wunschdenken des

abgekämpften Landsers Thos: Hoffnungen auf Verschnaufen-dürfen, auf Unterstützung durch Panzer und Artillerie oder gar auf Ablösung durch Divisions- oder Korpsreserven. Doch da hört er den Oberstleutnant sagen:

»Sie müssen wissen, daß sich für das Regiment eine neue Krise bereits abzeichnet. Die Luftaufklärung meldet, daß der Russe mit eindeutigen Angriffsabsichten vor Swinoje starke Kräfte zusammenzieht. Die ›Signalhöhe‹ ist von entscheidender Bedeutung. Unsere Chance, sie zu gewinnen, ist nur gegeben, wenn wir dem Gegner keine Zeit lassen, Stellungen auszubauen und schwere Waffen nachzuziehen. Daß er seine Panzer von der Höhe zurückgenommen hat, erleichtert unsere Aufgabe. Da er sie aber möglicherweise sehr schnell wieder heranziehen kann, müssen wir überraschend vorgehen.«

»Herr Oberstleutnant, ich bitte, meine Bedenken vortragen zu dürfen, ob das I. Bataillon für diese Aufgabe noch als einsatzfähig angesehen werden kann ...«

Gehrke unterbricht ihn: »Nicht das ganze Bataillon soll angreifen. Ich brauche einen kampfstarken Stoßtrupp unter einem erfahrenen Offizier und denke dabei an Leutnant Hiß. Ist er einsatzfähig? Schicken Sie ihn zu mir. Bitte stellen Sie selbst den Stoßtrupp zusammen. Stärke: fünfzig Mann. Nur Freiwillige, befehle ich hiermit ausdrücklich! Ausreichende MG-Feuerkraft und so weiter werden Sie beachten. Funksprechgerät muß unter allen Umständen mitgegeben werden.«

Hauptmann Thos nimmt Haltung an, legt die Rechte an den Pelzmützenrand und entfernt sich mit dem Gedanken, daß es leicht sei, fünfzig Freiwillige zu fordern, aber schwer, sie zu finden.

Immerhin braucht er sich um Hiß keine Sorgen zu machen. So halsbrecherisch kann gar keine Aufgabe sein, als daß Hiß sie nicht mit entwaffnender Zuversicht übernehme und nicht



zumeist auch noch eine verblüffende Begründung für seine Begeisterung wüßte. Sein Spitzname »Sonniger Lulatsch« kennzeichnet zugleich die stattliche Körpergröße von einem Meter neunzig.

Offenbar ist der Leutnant auch diesmal begeistert. Und so, als habe er den Befehl, sich sofort zum Regimentskommandeur zu begeben, überhaupt nicht gehört, ruft er:

»Alles mal herhören! Freundliche Einladung: Freiwillige gesucht für ein kleines Unternehmen unter meiner Führung.«

In wenigen Minuten treten etwa zwanzig Mann vor den beiden Offizieren an. Hiß hält es für völlig selbstverständlich, ein »Gefolge« von Männern zu haben, die ihm absolut vertrauen. Wenn sie auch noch nicht wissen, um was es geht, so genügt ihnen die Tatsache, daß sie in scheußlichen Situationen in der Nähe von Leutnant »Lulatsch« immer noch am besten aufgehoben waren.

»Nun aber rasch zum ›Alten‹, Hiß!« schiebt Thos den Leutnant ab. Er läßt einen Feldwebel die Namen der Freiwilligen aufschreiben und erläutert dann kurz, die Aufgabe des Stoßtrupps.

Wenig später ist er im nächsten Kompaniebereich, erklärt wieder, worum es sich handelt, und ist gespannt, wie nun diese Männer reagieren werden.

Thos blickt in müde, abgespannte Gesichter, manche sehen zu Boden, aber die meisten geben seinen Blick zurück. Es sind zweifelnde, mutlose Blicke, so erscheint es dem Hauptmann, und er glaubt einem Unteroffizier anzusehen, wie dessen Lippen »Himmelfahrtskommando« flüstern.

Aber dessen Arm ist es, der sich als erster erhebt.

»Herr Hauptmann, ich bin dabei.«

Und nun sind es dreißig und mehr Arme. Was Hauptmann Thos in diesem Augenblick empfindet, ist ein seltsames Gemisch aus Dankbarkeit gegenüber seinen Männern und Beschämung über seine eigenen Zweifel, und ein wenig

beneidet er wohl auch Hiß um dessen ungewöhnliche persönliche Ausstrahlungskraft.

Während Thos alles Notwendige organisiert, wird Leutnant Hiß vom Regimentskommandeur angewiesen, der Marschweg wird festgelegt, der Zeitbedarf errechnet.

»Maximal haben Sie fünfundvierzig Minuten, Hiß«, schließt der Oberstleutnant die Einweisung ab. »Unterstützung durch schwere Waffen kann nicht gegeben werden, denn Ihre einzige Chance ist die Überrumpelung. Aber damit wir uns richtig verstehen: Ich mute Ihnen und Ihren Männern keine tragische Rolle zu. Sobald Sie oben sind, melden Sie dies über Funksprech. Sollte Funksprech ausfallen, schießen Sie zweimal Grün. Das I. Bataillon greift dann sofort an.«

Zehn Minuten später.

Der Stoßtrupp pirscht sich im Schutz eines verschneiten und vom Feind nicht einzusehenden Bachgrundes an eine Schlucht heran, durch die Hiß mit seinen Grenadiern zur »Signalhöhe« gelangen soll.

Die Schlucht, auf keiner Karte eingezeichnet, war durch Zufall von einer Gruppe entdeckt worden. Oberstleutnant Gehrke entschied sich sofort für sie, als sie ihm vorgeschlagen wurde.

Die fünfzig Mann unter Leutnant Hiß, Feldwebel Morstadt und den Unteroffizieren Herzberg und Hecker bewegen sich in Schützenreihe durch den Bachgrund. Der Bach ist zugefroren. Auf der Eisdecke liegt wadentief frischer Neuschnee, der das Gehen sehr erschwert.

Schon bald sind die Grenadiere in Schweiß gebadet. Aber sie lassen sich nicht entmutigen und wissen, daß der schwierigste und kräfteraubendste Teil der Strecke noch vor ihnen liegt.

Um jeden unnötigen Ballast zu vermeiden, führt der Stoßtrupp nur das Allernotwendigste an Waffen und Gerät mit: Maschinenpistolen, Karabiner, drei Maschinengewehre und

fünftausend Schuß MG-Munition. Die Gefechtsausstattung jedes Schützen beträgt dreißig Schuß. Zusätzliche Ausstattung: pro Kopf vier Handgranaten.

»Das muß ausreichen!« hatte Hiß seinen Männern erklärt, als diese wegen der wenigen Munition Bedenken äußerten.

»Dreißig Schuß! Was ist das schon, Herr Leutnant?« quengelte der Obergefreite Graf. »Im Ernstfall ist das schnell hinausgeballert. Und was dann?«

»Dann wird uns sicherlich etwas Vernünftiges einfallen«, bekam er vom Leutnant zur Antwort.

An dieses Gespräch, kurz vor dem Aufbruch, erinnert sich jetzt der Gefreite Striebich. Von Natur mißtrauisch und pessimistisch veranlagt, ist dieser Stoßtrupp für ihn nichts anderes als ein reines »Himmelfahrtskommando«. Oder ist es etwa kein Wahnsinn? Ein ganzes Bataillon vermochte diese dreimal verfluchte »Signalhöhe« nicht zu halten, jetzt soll ein Fünfzig-Mann-Stoßtrupp die verkorkste Angelegenheit wieder glattbügeln!

Striebichs schlechte Laune hat triftige Gründe. Der eine ist der, daß er gestern eigentlich in Urlaub fahren sollte; den Urlaubsschein hatte er schon in der Tasche. Da kam wie der Blitz aus heiterem Himmel die Urlaubssperre. Aus der Traum!

Der zweite Grund: Striebich gehört nicht zu den Freiwilligen, er wurde abkommandiert. Und warum? Weil er der einzige im Bataillon ist (außer den etatmäßigen Funkern), der angeblich das Funksprechgerät bedienen kann.

Nun schleppt er diesen »Drecksapparat«, ohne zu wissen, wie man mit dem Ding umgeht; jedenfalls hatte er es gesagt:

»Tut mir leid, Herr Leutnant, aber wie so ein Apparat bedient wird, das habe ich längst vergessen.«

Aber Hiß antwortete mit dem mildesten Lächeln: »Ach, darüber machen Sie sich mal keine Gedanken, Striebich. Wenn Ihnen der Hintern auf Grundeis geht, erinnern Sie sich gewiß wieder daran.«

In seine eigenen wütenden Gedanken verbissen, merkt der Gefreite gar nicht, daß der Stoßtrupp inzwischen jene Geländestelle erreicht hat, wo linker Hand die Schlucht zur »Signalhöhe« abzweigt. Prompt prallt er auf den vor ihm gehenden Obergefreiten Graf auf.

»Armleuchter! Kannst du nicht aufpassen?« zischt ihm der Obergefreite wütend zu.

Striebich will etwas antworten, aber da wird von vorn durchgeflüstert: »Gefreiter Striebich zum Leutnant.«

Hiß, noch ohne jedes Anzeichen körperlicher Erschöpfung, winkt seine Männer in Deckung. Er selbst hockt sich hinter eine Schneewächte und bedeutet Striebich, sich neben ihn zu setzen.

»Stellen Sie Funkbereitschaft her!« befiehlt er.

Unter dem kritischen Blick des Leutnants macht sich der Gefreite an die Arbeit, und er stellt zu seiner eigenen Überraschung fest, daß er noch alle Handgriffe beherrscht.

Ohne lange überlegen zu müssen, setzt er die Antenne auf, öffnet die Luftschraube unten am Gerät und dreht schließlich den Schalter 2 auf »Senden«. Danach stellt er ebenso sicher den Lautstärkenregler ein, wobei augenblicklich ein schwaches Rauschen zu hören ist, das er ausgleicht. Als nächstes muß Striebich nun den Mikrofonschalter drücken.

Wenn alle Handgriffe richtig waren, muß der Sender nach einer Sekunde funkbereit sein. Ein bißchen nervös meldet er dem Leutnant:

»Gerät funkbereit!«

Hiß grinst den Gefreiten zufrieden an.

»Na, sehen Sie, Striebich, nichts vergessen. Fein gemacht. Und nun geben Sie das Ding mal her!«

»Ich kann den Spruch schon durchgeben, Herr Leutnant«, sagt Striebich, der plötzlich entdeckt, daß sein Ehrgeiz – gegen den eigenen Willen – erwacht und sein Grimm verschwunden

ist. »Es ist wirklich besser, Herr Leutnant, wenn ich es mache.«

»Sie meinen, unsachgemäße Behandlung könnte dem Gerät schaden?« fragt Hiß und hat wieder sein typisches Grinsen um die Lippen.

»Jawohl, das meine ich, Herr Leutnant«, sagt Striebich forsch.

»Keine Bange«, tröstet ihn Hiß und nimmt ihm das Funksprechgerät aus der Hand.

»Zu Ihrer Beruhigung, Striebich, ich kann selbstverständlich mit dem Ding umgehen. Oder hatten Sie wirklich angenommen, ich würde das Risiko eingegangen sein, mich auf Sie verlassen zu müssen? Nee, mein Guter, ich nicht. Aber da ich gesehen habe, wie prächtig Sie das können, bin ich dennoch sehr beruhigt.«

Genasführt hat er ihn also, dieser Hiß. Aber die Wut auf den Leutnant währt kaum eine Sekunde, dann geht es Striebich wie allen anderen: Er kann dem »sonnigen Lulatsch« einfach nicht böse sein. Er muß wider Willen lächeln und meint:

»Aber ein zweites Mal legen Sie mich nicht rein, Herr Leutnant.«

»Das haben andere auch schon gemeint«, sagt Hiß trocken, drückt die Sprechaste und spricht in die Muschel des Mikrofons:

»»Violine« – hier »Eisenbahn« – kommen!«

Trotz der ungünstigen Geländeverhältnisse – der Stoßtrupp befindet sich derzeit in einer ziemlich tiefen Bodenmulde – ist die Verständigung mit dem Bataillon sehr gut.

Hiß läßt die Taste los. Am anderen Ende ist aber nicht, wie der Leutnant erwartete, der Bataillonskommandeur, sondern Oberstleutnant Gehrke.

Gehrkes kühle, dunkle Stimme sagt kurz: »»Eisenbahn«, geben Sie Standort durch. Kommen!«

»Standort »Eisenbahn« genau bei Punkt A-C, Einschnitt zur »Signalanlage.«

»Signalanlage« ist das Tarnwort für die Schlucht.

»Ausgezeichnet, »Eisenbahn«!« hört Hiß den Oberstleutnant.  
»Sie sind fünf Minuten unter der Zeit. Halten Sie sich weiter ran. Ende.«

»Verstanden. Ende.«

Hiß stellt Schalter 2 auf »Aus« und dreht die Luftschraube unten am Gerät zu.

»So, Striebich, damit hätten wir unsere erste Hausaufgabe zur Zufriedenheit aller gelöst«, wendet sich der Leutnant an den Gefreiten und drückt ihm das Gerät in die Hand.

In diesem Augenblick geschieht etwas, was Leutnant Hiß bald den Atem verschlägt. Angekündigt wird das Ereignis durch einen Zischlaut, den Feldwebel Morstadt ausstößt.

Dieser liegt, fünf Meter von Hiß entfernt, am Eingang der steilen Schlucht, die er aus guter Sichtdeckung in gesamter Länge beobachten kann.

Blitzschnell rollt sich der Stoßtruppführer in Richtung des Feldwebels ab.

»Was gibts's, Morstadt?«

»Sehen Sie mal die Schlucht hoch, Herr Leutnant!« flüstert Morstadt.

Er sieht aus einem der »Signalhöhe« vorgelagerten Sattel Russen die Schlucht hinabsteigen – vier, sieben, zehn, fünfzehn Mann!

»Eine Patrouille«, sagte Hiß. Um sich letzte Klarheit zu verschaffen, holt er sein Doppelglas hervor und richtet es schluchtaufwärts.

»Es hätte mich auch gewundert, wenn alles glattgegangen wäre«, sagt Morstadt. »Eine wirklich feine Sache, Herr Leutnant. Wir wollen rauf, die Russen wollen runter.«

Unverwandt beobachtet Hiß den russischen Spähtrupp, um aus dem Verhalten des Gegners Rückschlüsse auf deren Absichten zu ziehen.

Wie deutlich zu erkennen ist, sind die Rotarmisten nur

schwach bewaffnet. Sie tragen MPi und Karabiner. Folglich kann es sich nur um einen Spähtrupp handeln, sonst würden sie zumindest MG mitführen. Die entscheidende Überlegung ist: Haben die Russen die Absicht, durch die ganze Schlucht abzusteigen, dann wäre ein Zusammentreffen der beiden Gruppen unvermeidbar. Oder benutzen sie die Schlucht nur teilweise, um irgendwo abzubiegen?

Doch das ist leicht festzustellen. Die Beschaffenheit der Schlucht erlaubt nämlich kein Abbiegen, man kann darin nur hinauf oder herunter.

An sich wäre das Zusammentreffen mit dem russischen Spähtrupp kein Verhängnis, aber es geht diesmal darum, daß jeder Schußwechsel vermieden werden muß, weil dieser sofort den Gegner auf der »Signalhöhe« alarmieren würde. Die Folgen wären unschwer abzusehen.

Man befindet sich also in einer Sackgasse. Oberstleutnant Gehrkes Angriffsplan droht zu scheitern. Das Wiederum würde bedeuten, daß das Bataillon gezwungen wäre, die »Signalhöhe« in einem verlustreichen Angriff zu stürmen.

Hiß erwägt einen Ausweg: Den russischen Spähtrupp herankommen lassen, in eine Falle locken und überrumpeln? Ob das allerdings ohne Schußwechsel möglich wäre, bezweifelt er ebenso, wie er nicht daran glaubt, daß die Russen überhaupt in eine Falle tappen werden. Außerdem würde der Stoßtrupp durch ein solches Manöver viel Zeit verlieren.

Als sich der Leutnant umdreht, blickt er in die gespannten und erwartungsvollen Gesichter seiner Männer, die längst die kritische Situation erkannt haben – darüber kann es kaum einen Zweifel geben.

Zwei oder drei Minuten mögen vergangen sein, seit Feldwebel Morstadt den russischen Spähtrupp entdeckt und Hiß darauf aufmerksam gemacht hatte.

Der Leutnant wendet seine Aufmerksamkeit wieder der Schlucht zu und beobachtet erneut die Rotarmisten, die es

merkwürdigerweise gar nicht eilig zu haben scheinen. Sie stehen im Moment auf einem Haufen beisammen und diskutieren.

Plötzlich blitzt in Hiß eine Idee auf. Er sieht eine Möglichkeit zur Lösung des Problems.

»Morstadt!«

Der Feldwebel zuckt unwillkürlich zusammen. »Herr Leutnant?«

»Ich habe einen Plan.«

Der Feldwebel schweigt. Aber Hiß kann in seinen Augen deutlich Zweifel lesen. – Gibt es in dieser Situation eigentlich noch Pläne, die durchführbar sind und einen Erfolg versprechen?

In knappen Sätzen umreißt er dem Feldwebel seine Idee. Als er zu Ende gekommen ist, starrt Morstadt ihn mit einem Gesichtsausdruck an, als zweifle er an des Leutnants Verstand.

»Verdammt, warum sehen Sie mich so an?« raunzt Hiß. »Sie halten das alles wohl für Idiotie?«

»Idiotie würde ich nicht gerade sagen, Herr Leutnant«, erwidert Morstadt ausweichend.

»Das beruhigt mich aber! Und für was halten Sie die Idee dann?«

»Für Selbstmord«, erklärt der Feldwebel rundheraus. »Das können Sie einfach nicht machen, Herr Leutnant«, fährt er in beschwörendem Ton fort. »Das geht garantiert in die Binsen, wenn Sie mich fragen.«

Hiß kneift die Lippen zusammen, überlegt kurz. Dann fragt er, betont ruhig: »Haben Sie eine bessere Idee?«

»Leider nein, Herr Leutnant.«

»Das dachte ich mir«, sagt Hiß und setzt hinzu: »Deshalb führen wir den Plan aus, Morstadt. Es versteht sich von selbst, daß ich die volle Verantwortung übernehme. Sie halten sich nur an meine Befehle. Mehr verlange ich nicht.«

»Und wenn die Sache schiefgeht?« erregt sich der



Feldwebel. »Das ist doch drin, oder nicht? Herr Leutnant, Sie können nicht von mir erwarten, daß ich mit offenen Augen zusehe, wie Sie ins Verderben rennen. Verdammt noch mal, das müssen Sie doch einsehen!«

»Schönen Dank auch, daß Sie um mich besorgt sind, Morstadt. Ja, ich meine das wirklich ernst. Aber hier geht es nicht um mich, hier geht es um das ganze Bataillon. Sie kennen mich lange und gut genug, daß ich der letzte bin, der Phrasen drischt. Aber dieser Auftrag muß ausgeführt werden.«

Morstadt schluckt. Am liebsten würde er dem Leutnant vorschlagen, daß er ihn diesen verrückten Plan ausführen läßt, aber hierfür gäbe Hiß niemals seine Zustimmung.

»Na, schön. Wie Sie meinen, Herr Leutnant, dann hätte ich nur noch eine Frage: Was geschieht, wenn die Sache nicht klappt?«

»Dann übernehmen Sie den Stoßtrupp und hauen den russischen Spähtrupp zusammen. Ohne Rücksicht. Es darf keiner von den Russen zur ›Signalhöhe‹ kommen. Ist das klar?«

»Jawohl, Herr Leutnant. Und weiter?«

»Sie nehmen dann Verbindung zum Bataillon auf. Striebich hat Frequenz und Rufzeichen. Weitere Befehle werden Oberstleutnant Gehrke oder Hauptmann Thos geben. – Das war's«, endet Hiß, und seine sonst so strahlenden Jungenaugen wirken diesmal ganz anders.

\*

Während beim I./GR 284 das Schicksal des Bataillons vom Gelingen eines wagemutigen Stoßtrupps abhängt, spitzt sich auch beim II./GR 287 die Lage immer mehr zu.

Hauptmann Magawlys Gefechtsstand, ein kleines, einstöckiges Bauernhaus, erzittert unter den Einschlägen der russischen Granaten.

In der niedrigen Stube sieht es wüst aus. Der Boden ist übersät mit Glassplittern. Es gibt kein Fenster mehr, das ganz ist. Der Türstock ist durch einen Naheinschlag aus der Mauer gerissen. Jetzt hängt eine Decke vor dem Eingang.

Der Beschuß der Ortschaft hält mit unverminderter Heftigkeit an. Pausenlos donnern die Granaten in die Erde und wirbeln Dreck- und Schneefontänen in die Luft.

Magawlys Adjutant lehnt mit käsigem Gesicht an der hinteren Stubenwand. Nervös zuckt er bei jedem Einschlag zusammen. Auch der Ordonnanzoffizier hat in der letzten Viertelstunde an Farbe verloren.

Sie verstehen den »Alten« nicht mehr. Er hockt hier in dieser Bude, und draußen, vor dem Haus, haben die Melder tadellose Splittergräben ausgehoben, in denen man wenigstens einigermaßen sicher wäre. Aber nein, der Hauptmann scheint die brüllenden Einschläge gar nicht zu bemerken.

Er hockt an einem kleinen Tisch und bringt einen Funkspruch zu Papier. Sein Wortlaut:

»Ersuche dringend um Pak-Unterstützung!«

Fuuuiich – rums!

Ein greller Flammenblitz erhellt die Stube. Splitter klatschen gegen die Lehmwände. Eine Dreckwolke dringt durch die Fenster.

Adjutant und Ordonnanzoffizier sind in Deckung gegangen, liegen flach am Boden. Als Rauch und Qualm sich verzogen haben, stehen beide verlegen vom Boden auf und klopfen sich den Dreck von den Kampfanzügen.

»Das wäre beinahe ins volle gegangen«, meint der Adjutant.

Magawly grinst freundlich. »Aber nur eben beinahe«, sagte er.

»Ihre Nerven möchte ich haben, Herr Hauptmann.« Der Ordonnanzoffizier kann sich diese Bemerkung nicht verkneifen.

Magawly blickt den Leutnant an.

»Warum eigentlich? Hier sind wir sicher wie in Abrahams Schoß, meine Herren.«

»Diesen Eindruck habe ich aber ganz und gar nicht«, erwidert der Ordonnanzoffizier. »Wenn ich mir den Hinweis gestatten darf, Herr Hauptmann, dann wird es nicht mehr lange dauern, und wir fliegen mitsamt der Bude in die Luft.«

»Na, na, nur nicht so dramatisch«, sagt Magawly und tritt an das Fenster. »Ist Ihnen eigentlich noch nicht aufgefallen, meine Herren, daß in Scheludki fast noch alle Häuser stehen? Komisch, nicht wahr?«

»Ich kann das nicht bestreiten«, knurrt der Ordonnanzoffizier.

»Nein, das können Sie nicht«, sagt Magawly und kehrt hinter den Tisch zurück. Er faltet das Spruchformular zusammen und reicht es dem Leutnant.

»Mechter soll den Spruch sofort durchgeben!« befiehlt er.

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Noch etwas, Bertram«, wendet Magawly sich an den zurückkehrenden Leutnant. »Glauben Sie ja nicht, daß mir die Hose nicht ebenso wackelt wie Ihnen. Aber ich finde mich einfach mit dem Artillerief Feuer ab. Das ist alles. Einstellungssache, weiter nichts. Und denken Sie nur nicht, daß ich lebensmüde bin oder verrückt. Ich habe gute Gründe, im Haus zu bleiben.«

»Und was sind das für Gründe, Herr Hauptmann?«

Magawly erklärt dem Leutnant, der erst vor kurzem von einer Norwegen-Division hierher versetzt worden war: »Die Sache ist ganz einfach. Die Russen wollen unter allen Umständen noch vor Einbruch der Nacht die Ortschaft zurückhaben. Verstehen Sie? Sie haben keine Lust, bei der Kälte im Freien zu kampieren. Sie wollen, ebenso wie wir, am warmen Ofen sitzen. Und deshalb schießen sie auch nicht die Häuser kaputt. Das werden sie erst dann tun, wenn sie keine Chance mehr haben, Scheludki in ihre Hand zu bekommen.«

Ähnlich wie der Bataillonskommandeur übermittelt auch Feldwebel Beckmeier dem Gefreiten Jakob auf dem Wege zur Kompanie seine Erfahrungen. Der Feldwebel und der Gefreite liegen in einem Granattrichter um eine Feuerpause abzuwarten.

»Die Russen hauen jetzt systematisch alle unsere Stellungen zusammen, die Häuser aber verschonen sie«, hört Jakob Beckmeier sagen.

»Und was bedeutet das?« fragt Jakob, der das seltsam findet.

»Denk mal selber nach, Junge!« knurrt der Feldwebel. »Es ist kalt. Und nachts wird es noch kälter. Jeder sucht da 'nen warmen Platz. Auch die Russen. Du wirst es erleben, Benjamin: Noch eine Weile, und sie werden angreifen und versuchen, uns aus dem Kaff hinauszudrücken. Hoffentlich kommen sie nicht mit ihren Panzern.«

Ja, hoffentlich nicht, denkt der Gefreite. Bis jetzt war alles recht gut gelaufen. Er hatte sogar einen russischen Major gefangen genommen, der sich in einer Strohmiete versteckt hatte.

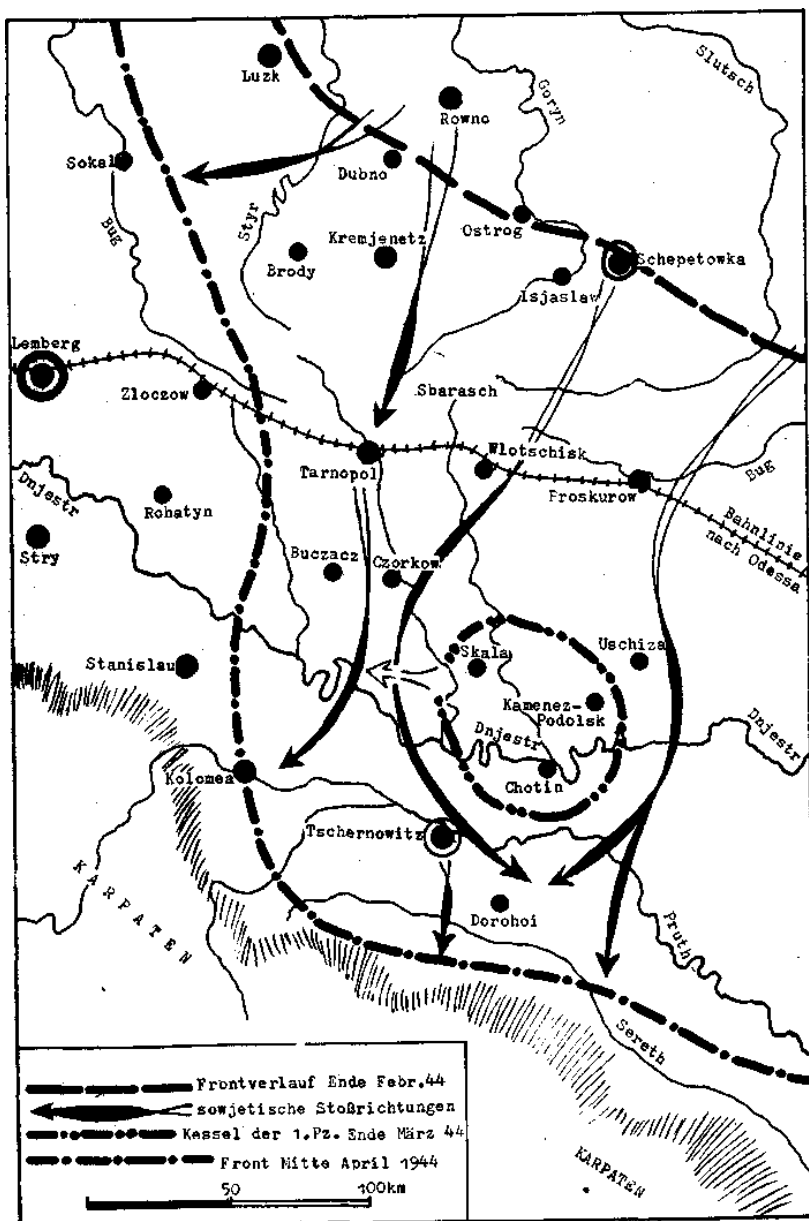
Es waren aufregende Minuten für den jungen Gefreiten, als er den Major im Bataillonsgefechtsstand ablieferte, wo zufällig auch Feldwebel Beckmeier anwesend war.

»Ausgerechnet unsere größte Pflaume kommt mit einem russischen Major an!« hatte Beckmeier gesagt und den Kopf geschüttelt.

Die anerkennenden Worte Hauptmann Magawlys stärkten Jakobs Selbstbewußtsein in erheblichem Maße und ließen ihn Beckmeiers spöttische Bemerkung bald vergessen.

Er fühlte sich plötzlich nicht mehr als »Neuer«, er gehörte nun zum Haufen. Selbst Beckmeier schien das zu akzeptieren, jedenfalls behandelte er Jakob nicht mehr in der bisherigen herablassenden Art.

Nun liegen beide einträchtig nebeneinander im Granattrichter, während die Geschosse einschlagen und sich immer mehr Rauch und Qualm durch die Ortschaft wälzt.



Plötzlich zuckt der Feldwebel, der aufmerksam und reglos oben am Granattrichterrand gelegen hatte, zusammen. Jakob kriecht ein Stück näher an ihn heran.

»Was ist denn?«

»Menschenskind, hör doch!« stößt Beckmeier hervor. »Das sind doch ... Verdammt, ja, Panzer!«

Tatsächlich, jetzt hört auch Jakob das tiefe Brummen von Panzermotoren.

»Und was jetzt?«

»Wir müssen hier raus«, antwortet Feldwebel Beckmeier. »Hier können wir nicht liegenbleiben. Außerdem wird bei der Kompanie jetzt jeder Mann gebraucht. Halten Sie sich dicht hinter mir, Jakob, verstanden?« Dieser nickt zustimmend, und der Feldwebel fragt: »Fertig?«

»Fertig!«

»Los!«

Es kracht und blitzt ringsherum. Aus dem Boden schießen Flammen hoch. Splitter jaulen durch die Luft. Beckmeier schlägt Haken und rennt so schnell, daß der um viele Jahre jüngere Gefreite Mühe hat, dem Feldwebel zu folgen. An zwei riesigen Granattrichtern geht es vorbei. Da orgeln wieder schwere Brocken heran.

»Deckung!« brüllt Beckmeier über die Schulter hinweg dem Gefreiten zu. Beide hechten in einen Trichter. Hinter ihnen schlägt es donnernd in die Erde, sie werden mit Dreck-, Lehm- und Schneebröckchen überschüttet.

»Die Russen sperren die Dorfstraße«, konstatiert der Feldwebel. »Das ist das sicherste Zeichen, daß sie angreifen werden. Wir müssen weg von hier, Jakob. Los, Junge!«

Die Dorfstraße ist von Kratern zerrissen. Und immer neue entstehen.

Rechts, bei der 3. Kompanie, hämmern Maschinengewehre. Die Stellungen der Dritten liegen unter schwerem Granatwerferbeschuß. Im Pulverrauch ist kaum etwas zu erkennen.

Und durch den Höllenspektakel ertönen verschwommen Kommandos.

Was aber am allerschlimmsten ist: Der Motorenlärm wird stetig lauter, übertönt selbst das Krachen und Bersten der Granaten.

Beckmeier und Jakob rennen weiter auf den Ostrand von Scheludki zu. Einige Male feuert ein MG nach ihnen, ohne daß der Schütze zu erkennen gewesen wäre. Und dann herrscht urplötzlich eine gespenstische Stille!

Schwer atmend sieht Beckmeier in die Runde. Auf der Straße liegt kaum noch Schnee. Er ist unter die Erde geackert worden oder in der Glut der Explosionen weggeschmolzen.

»Jetzt rechtshalten!« ruft der Feldwebel.

Jakob beißt die Zähne zusammen und holt das Letzte aus seinem ausgepumpten Körper heraus.

»Nur noch dreihundert Meter, dann haben wir's geschafft!« hört er Beckmeiers heisere Stimme.

Im Qualm tauchen die letzten Häuser von Scheludki auf, als Beckmeier plötzlich seinen Lauf stoppt, sich nach rechts umdreht, um dann Jakob zuzuschreien:

»Volle Deckung! Von rechts Panzer mit Infanterie!«

Der Gefreite wirft sich hin und liegt keuchend und nach Luft schnappend da. Er kann nicht mehr, ist fix und fertig und zittert am ganzen Leib vor Erschöpfung.

Als er schließlich den Kopf hebt und zu den Häusern hinüberspäht, bemerkt er, daß inzwischen die Dämmerung hereingebrochen ist.

Wo sind die Panzer? Er kann nichts erkennen, aber er hört das mahlende Geräusch der Gleisketten und das Blubbern der Panzermotoren.

»Feuer frei!«

Das ist wieder Beckmeier. Der Feldwebel schießt mit der Maschinenpistole nach einem imaginären Ziel und ruft gleich darauf Jakob ärgerlich zu: »Nun schieß doch endlich,

Menschenskind! Oder hast du Dreck in den Augen?»

Jakob bringt zwar seine MPi in Anschlag, aber er kann noch immer keine Panzer oder russische Infanterie sehen.

Jetzt endlich erkennt er, starr vor Schrecken, an der südlichen Ostseite fünf T 34, feuerspeiend um die Häuser kurven und niederwalzen, was sich ihnen in den Weg stellt. Sie drücken Gräben ein, durchbrechen Strohmieten, nehmen Hausecken mit.

Etwas abgesetzt von den Panzern kommt die Infanterie, Gruppen von zwanzig, dreißig, vierzig Mann, klobige, in Pelze gekleidete Gestalten.

Der Feldwebel feuert mit seiner MPi auf die Rotarmisten, die auseinanderstieben, sich brüllend verständigen, um dann in kurzen Sprüngen gegen die beiden Deutschen vorzugehen.

Jakob ist wie gelähmt. Er saugt dieses unheimliche Bild in sich hinein und vergißt dabei, daß er schießen muß.

Zwanzig Meter vor den beiden geht ein russischer MG-Schütze in Stellung. Drei Rotarmisten, an dem Maschinengewehr vorbeirennend, ziehen Handgranaten ab.

Jakob reißt seine Waffe an die Schulter, visiert an, drückt ab.

Klack! macht es. Landehemmung? Der Gefreite reißt den Spannhebel zurück und sieht, daß er sich restlos verschossen hat.

»Schießen Sie doch, Mann!« brüllt ihm der Feldwebel zu. Beckmeiers Gesicht ist verzerrt, schweißüberströmt.

»Kann nicht. Keine Munition!« meldet Jakob.

Beckmeiers Antwort ist ein Fluch. Dann jagt er einen kurzen Feuerstoß gegen die Russen, trifft zwei der Rotarmisten.

Einen zweiten Feuerstoß kann Beckmeier nicht mehr abgeben, auch er hat jetzt keine Munition mehr.

Jakob weiß nicht, was er tun soll. Solange Beckmeier schoß, war alles gut, aber jetzt, da auch der Feldwebel wehrlos ist, packt ihn die blanke Verzweiflung.

Doch da scheint ein Wunder zu geschehen. Als er den Kopf



hebt, sieht er, daß sich die Russen feuernd zurückziehen. Gleichzeitig hört er ein hektisches Hämmern:

Ein deutsches Maschinengewehr feuert wenige Meter neben ihm!

Nun sieht Jakob den Obergefreiten Korz, den Kolben des MG 42 in die rechte Schulter eingezogen, kurze Feuerstöße abgebend.

Neben Korz – der Himmel muß ihn geschickt haben – liegt Feldwebel Beckmeier als Schütze zwei. Er brüllt dem Obergefreiten die Ziele zu, während seine Hände mechanisch den MG-Gurt durchlaufen lassen.

Der Gefreite springt auf und wirft sich neben Beckmeier und Korz zu Boden.

Feldwebel Beckmeier blickt kurz zu ihm hin:

»Gut gehalten, Junge! Und jetzt lauf und hol Munition! Hinter dem Haus, dreißig Meter links von uns, liegt welche. Die konnte Korz nicht mehr schleppen. Vorwärts, beeil dich!«

Gerade als Jakob aufspringen und losrennen will, erschüttert eine gewaltige Detonation die Luft, deren Druckwelle ihm den Atem aus den Lungen preßt.

Es hatte den T 34 erwischt, der quer über die Straße gerollt war, um die deutschen Stellungen am östlichen Ostrand aufzurollen.

Der stählerne Gigant, kaum mehr als siebzig Meter von den drei Deutschen entfernt, ist in eine Rauch- und Feuersäule gehüllt, während Reihenexplosionen ihn auseinanderreißen, hellglühende Wrackteile hoch in die Luft geschleudert werden und sich in seinem Rumpf fortwährend Munition zischend und krachend entzündet.

Verstört starrt Jakob auf dieses noch nie gesehene Schauspiel. Beckmeier reißt ihn aus seiner Erstarrung, indem er ihn anschnauzt: »Mach's Maul zu, Junge, und bring die Munition her!« Doch der Gefreite kann den Blick immer noch nicht von dem brennenden, schwarzen, öligen Qualm

ausstoßenden Panzer wenden.

»Das war eine Panzerfaust!« ruft der Feldwebel herüber.  
»Und jetzt hau ab, sonst mach' ich dir Beine!«

Jakob rennt in langen Sätzen los und nähert sich dem Haus, hinter dem Korz die MG-Munition abgestellt haben soll.

Mehr als einmal muß er sich in Deckung werfen, weil die Russen ihn sehen und ihn mit einem MG erledigen wollen. Nur eine Bodenmulde trennt Jakob von dem sicheren Getroffenwerden, ansonsten liegt er wie auf dem Servierbrett da. Trotzdem konzentriert er sich ganz auf das nur noch zehn Meter entfernt liegende Gebäude, beißt die Zähne zusammen und springt auf, schlägt Haken wie ein gejagtes Wild und erreicht keuchend das Haus. Dort wirft er sich hin und robbt mit letzter Kraft an der Mauer entlang, zur Rückseite, wo er erschöpft für einige Minuten liegenbleibt.

Die zwei Munitionskästen sind tatsächlich da, aber als er sie aufhebt, erschrickt er über das Gewicht. Diese Last soll er im feindlichen Feuer zurückschleppen?

»Das schaffe ich nie!« stöhnt er und preßt das Gesicht gegen die Hände.

In der Zwischenzeit hat sich die Lage in Scheludki erneut verändert. Es ist dem II./GR 287 zwar gelungen, alle Feindangriffe, die vom Süden her auf die Ortschaft angesetzt waren, abzuwehren, einem sowjetischen Panzerrudel mit aufgefressener Infanterie glückte es jedoch, von Nordosten her durchzubrechen.

Geschockt durch die mutige Tat eines Unteroffiziers der 2. Kompanie, der mit einer Panzerfaust jenen T 34 erledigte, dessen Ende der Gefreite Jakob miterlebte, hatten die übrigen Panzer das Feld geräumt und sich nach Südwesten abgesetzt.

Eine neue Panzerschar, bestehend aus drei Kampfswagen und zirka fünfzig Mann Sturminfanterie, scheint die Aufgabe zu haben, die am Ostrand von Scheludki liegende Kompanie Wessel niederzukämpfen. Die Sowjets wollen bis zum Eintritt

der Dunkelheit offenbar wenigstens den Ostrand der Ortschaft zurückerobern, um die Ausgangsbasis für einen Nachtangriff zu haben.

Die Panzer, durch die Nahtstelle zwischen 3. und 4. Kompanie stoßend, dringen mit heulenden Motoren und aus allen Waffen schießend in jenem Augenblick zur Ortsmitte vor, als der Gefreite Jakob die beiden Munitionskästen zu Beckmeier und Korz schleppt.

Er sieht die Panzer. Noch etwa fünfzehn Meter von Beckmeier entfernt, brüllt er:

»Von links T 34! Aufpassen!«

Und gleich darauf wirft sich der Gefreite, die Muni-Kästen von sich schleudernd, neben die Kameraden.

»Dort! Die Panzer!« würgt er mühsam hervor.

Feldwebel Beckmeiers Gesicht ist wie versteinert. Die Panzer haben inzwischen eingedreht und stoppen. Blitzschnell springen die Sturminfanteristen von den Hecks und gehen in Stellung, weil sie MG-Feuer aus dem Abschnitt der 2. Kompanie erhalten.

Einer der T 34 dreht nun den Turm. Der Kommandant sucht wahrscheinlich die deutschen MG, die ihre eigene Infanterie in Deckung zwingen. Die beiden anderen Panzer bleiben in Richtung der Kompanie Wessel stehen.

»Die hauen uns mit ihren Kanonen zusammen. Dann rollen sie vor und fallen der Kompanie in den Rücken!« keucht Feldwebel Beckmeier. »Wir müssen uns überlegen, was wir machen, Korz. Hierbleiben und die Stellung halten, oder uns zur Kompanie absetzen? Was meinen Sie?«

»Ich meine nichts mehr, Herr Feldwebel«, knurrt der Obergefreite und legt einen neuen Gurt ein. »Bleiben wir liegen, überrollen sie uns oder schießen uns aus den Löchern heraus. Hauen wir ab, knallen sie uns ebenfalls zusammen. Alles gehupft wie gesprungen.«

Zu einer weiteren Unterhaltung zwischen den beiden kommt

es vorerst nicht mehr, weil schlagartig vier oder fünf deutsche Maschinengewehre einen Feuerüberfall auf die abgesessene russische Sturminfanterie richten. Gelingt es, diese von den Panzern zu trennen, werden sich die T 34 nach den bisher gemachten Erfahrungen zurückziehen.

Der Gefechtslärm ist ohrenbetäubend, da nun auch die russischen Panzer in den Kampf eingegriffen haben.

Ob sie dabei allerdings Wirkung erzielen, ist fraglich, denn das deutsche MG-Feuer wird nicht etwa schwächer, sondern nimmt noch an Heftigkeit zu.

»Das wird spannend, wie?« wendet sich der Obergefreite Korz an Feldwebel Beckmeier.

Der nickt und beobachtet unentwegt die Panzer.

»Es sieht so aus, als bekämen die da drüben vorerst nicht die Nase aus dem Dreck«, sagt er. »Die Unseren heizen denen ganz schön ein. Und dabei dachte ich, das Ari-Feuer und die eingesickerten Russen hätten das Bataillon schon fertiggemacht.« Als er das Glas wieder absetzt, entscheidet er: »Wir machen Stellungswechsel nach links! Suchen Sie sich einen passenden Granattrichter mit gutem Schußfeld nach Norden und Nordosten. Wenn Sie einen gefunden haben, geben Sie uns Handzeichen, dann komme ich mit Jakob und dem MG nach.«

»Stellungswechsel? Wieso?« fragt Korz. »Wir liegen doch gut hier.«

»Führen Sie den Befehl aus, Obergefreiter Korz!« Beckmeier wird auf einmal ungeduldig.

»Sie müssen's ja wissen«, brummelt der Maschinengewehr-schütze vor sich hin und macht sich fertig zum Sprung. Dann schnellt er hoch und spurtet hakenschlagend in die befohlene Richtung.

Jakob, der die Maßnahme des Feldwebels ebenfalls nicht begreift, fragt, was der Stellungswechsel zu bedeuten habe.

»Das werden Sie früh genug merken«, knurrt Beckmeier,

ohne Korz auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, der bereits über fünfzig Meter zurückgelegt hat, ohne Beschuß zu bekommen. Dann sagt Beckmeier zu Jakob:

»Ich fürchtete schon, es säßen doch noch Russen südlich der Straße. Das ist aber offenbar doch nicht so. Ein Glücksfall, Bubi.«

Weiter drüben deutet Korz zu Boden, und im nächsten Moment ist er verschwunden.

»Er hat einen passenden Granattrichter gefunden«, sagt Jakob.

Beckmeier nickt. »Sie nehmen das Maschinengewehr, ich die Muni-Kästen. Wenn ich ›los!‹ sage, nichts wie weg von hier. Verstanden?«

Sekunden später machen auch Beckmeier und der Gefreite Stellungswechsel und landen in dem Granattrichter, den Korz ausgesucht hatte.

»Ausgezeichnet«, lobt der Feldwebel den Obergefreiten. »Und jetzt das MG in Stellung. Sie werden bald viel Arbeit bekommen, Korz.«

»Ich habe eher das Gefühl, wir stehen im Abseits«, sagt dieser, während er das Maschinengewehr mit Richtung Nordnordost in Stellung bringt.

Fünfhundert Meter weiter, im Gefechtsstand des Bataillons, befiehlt Hauptmann Magawly seinem Funker:

»Gehen Sie auf Funksprech, Lehmann! Ich muß die Division herankriegen, oder meinetwegen auch das Regiment.« Mit dem Funksprechgerät kann er, wenn er Glück hat, auf derselben Frequenz sowohl die Division als auch das Regiment erreichen.

Als der Funker keinen Gegenruf hört und suchend an der Frequenzschaltung dreht, hört man laut einen russischen Sender. Eine tiefe Stimme ruft wiederholend die gleichen Worte. »Der sucht auch Verbindung«, meint der Funker und grinst.

»Bleiben Sie auf Empfang, vielleicht können wir das abhören!« befiehlt der Hauptmann.

»Schon möglich«, sagt der Funker. »Der Sender muß ganz in der Nähe sein.«

»Los, Bajew, 'ran, und hör mal, was die wollen!« wendet sich Hauptmann Magawly an den Bataillonsdolmetscher, einen Hiwi\*, der schon ein ganzes Jahr beim Bataillon ist und bisher wertvolle Dienste geleistet hatte.

Bajew, klein, untersetzt und rundgesichtig, hängt sich den Kopfhörer um und lauscht drei, fünf Minuten, bis er Bescheid gibt:

»Ist Befehlsstelle, die ruft. Russischer Oberst befiehlt Panzern in Dorf-Straße, sich abzusetzen. Kriegt aber keine Antwort. Ist Wütig, versteh'n?«

»Ja, sagt er. Befiehlt, Ortschaft in Richtung Nord zu verlassen. Panzer sollen Infanterie mitnehmen.« Bajew winkt erregt ab, als Hauptmann Magawly etwas sagen will.

»Moment, nicht sprechen jetzt. Russischer Oberst hat Verbindung mit Panzern bekommen. Karascho. Panzerkommandant sagt, werde Befehl ausführen, aber Infanterie hat große Verluste.« Der Hiwi zieht die Augenbrauen hoch. »Ah! Oberst beschimpft Panzerkommandant,«

»In Ordnung. Das genügt mir.« Hauptmann Magawly wendet sich an den Funker: »Und jetzt versuchen Sie, Verbindung mit dem Regiment zu bekommen.«

Auch das klappt. Am anderen Ende ist der Regimentsadjutant. Der Kommandeur II./GR 287 schildert kurz die gegenwärtige Lage und bittet um sofortige Zuführung von einigen Pak. »Wir haben hohe Verluste«, erklärt der Hauptmann dem Regimentsadjutanten und fährt fort: »Ich rechne mit einem massierten Nachtangriff von Panzern und Infanterie in spätestens drei Stunden. Wenn ich nicht

---

\* Hiwi = Hilswilliger. Russen die freiwillig bei deutschen Einheiten Dienst getan haben.

wenigstens drei Pak zur Verstärkung bekomme, hauen mir die Russen den gesamten Laden kaputt, und ihr habt die T 34 dann vor eurer Haustür stehen.«

»Der Kommandeur hat bereits verfügt, daß ein Zug der Panzerjägerkompanie nach Scheludki verlegt wird«, erklärt der Regimentsadjutant.

Diese Auskunft, obgleich ein Hoffnungsschimmer, beruhigt aber Hauptmann Magawly noch längst nicht. »Was heißt ›verfügt?‹« bellt er los. »Die Panzerjäger müssen spätestens in einer Stunde hier sein. Es nützt mir gar nichts, wenn die Geschütze erst dann eintreffen, wenn die T 34 bereits vor meinem Gefechtsstand stehen.«

»Beruhigen Sie sich, Herr Hauptmann, Sie kriegen die Geschütze zur rechten Zeit. Dafür verbürge ich mich.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr. Ende«, knurrt Hauptmann Magawly und schaltet ab. »So, und nun sehen wir uns mal an, was auf der Dorfstraße los ist«, sagt er zu seinem Ordonnanzoffizier und hängt sich die MPi um die Schulter. An seinen Adjutanten gewandt, meint er: »Sie wissen, wo Sie mich finden können. Halten Sie inzwischen hier die Stellung.«

Die Panzer-MG verspritzen Leuchtspur, sie streuen nach allen Seiten das Gelände ab. Ab und zu fällt auch ein Schuß aus den Panzerkanonen, deren Treffgenauigkeit bei diesem unsicheren Licht aber gleich Null ist.

Feldwebel Beckmeier beobachtet weiter, den vergeblichen Versuch der T-34-Besatzungen, ihrer Sturminfanterie, die nach wie vor von den deutschen MG niedergehalten wird, Luft zu verschaffen.

»He, was ist denn jetzt los?« ruft Korz. »Die wollen doch nicht etwa türmen?«

Korz ist erstaunt darüber, daß die Russenpanzer plötzlich anrollen und sich von ihrer Infanterie entfernen. Einer fährt langsam nach Westen, also dorfabwärts, der zweite dreht nach Norden ein, während der dritte nach Süden rollt.

»Die haben irgendeine Teufelei im Schild«, mutmaßt der Obergefreite Korz.

»Nee, die bereiten ihre Flucht vor!« stößt in diesem Moment Beckmeier triumphierend hervor. »Seht mal, Jungs! Die klappen die Turmdeckel auf, und ich kann mir denken, was sie vorhaben.«

Tatsächlich tauchen für Sekunden die Panzerkommandanten im Turmluk auf und werfen ein, zwei Gegenstände durch die Luft.

»Nebelkerzen! Die nebeln sich ein«, bemerkt Korz.

Beckmeier nickt.

»Wie anders sollen sie denn ihre Begleitinfanterie rausbekommen? Das ist die einzige Möglichkeit, wenn sie nicht ohne ihre Leute abzischen wollen.«

Von den sechs geworfenen Nebeltöpfen funktionieren nur drei, aber der Qualm, den diese verursachen, reicht aus, um in wenigen Minuten einen größeren Umkreis mit einer milchigen Nebelbrühe zu überziehen, die durch den Ostwind langsam zum Westrand von Scheludki getrieben wird.

Das Nebelmanöver erfüllt seinen Zweck, die deutschen MG können das Gelände nur noch blind abstreuen.

Bis zu Beckmeier, Korz und Jakob reicht die Nebelwand nicht, die drei können die weiteren Manöver der Feindpanzer daher ungehindert verfolgen.

Die sowjetischen Sturminfanteristen versuchen in ihrer Panik, die Panzerhecks alle auf einmal zu entern. Das Durcheinander wird immer größer. Fünf, sechs Minuten lang warten die russischen Panzerkommandanten noch, dann wird es ihnen wohl zu mulmig. Ihre Nebeltöpfe haben den deutschen MG-Schützen zwar die Sicht genommen, dafür aber die Gefahr heraufbeschworen, daß sich im Schutz der Nebelwand deutsche Panzervernichtungstrupps heranpirschen könnten.

Die Motoren heulen auf, die Fahrer geben Gas. Schnee und Dreck werden von den Gleisketten hochgewirbelt. Die Begleit-



infanterie auf den Panzern hat Mühe, nicht herunterzufallen.

Daß die T 34 keinen Schuß mehr nach hinten abfeuern können, um die aufgesessene Infanterie nicht zu gefährden, versteht sich von selbst.

In Kiellinie rattern die russischen Panzer dem nordöstlichen Dorfausgang zu, mühsam den Granattrichtern ausweichend. Da erteilt der Feldwebel den Feuerbefehl.

Korz verschießt drei volle Gurte, dann befiehlt Beckmeier, das Feuer einzustellen. Es hat nun keinen Sinn mehr, hinter den T 34 herzuschießen.

»Das hätten wir überstanden«, entfährt es Jakob. Korz sagt überhaupt nichts, sondern macht Laufwechsel. Feldwebel Beckmeier ist skeptisch.

»Hoffentlich kommt das dicke Ende nicht nach.« Er nickt Korz und Jakob mit einem wohlwollenden Grinsen zu: »So, und jetzt auf die Beine, Herrschaften, und ab zur Kompanie!«

\*

Auf dem kleinen Tisch flackern zwei Hindenburglichter. Der Schreibstubenunteroffizier hockt vor dem Lehmofen, der fast die Hälfte des Raumes einnimmt, und schiebt in kurzen Abständen Trümmerholz und Maisknüppel in die Feuerung. Das eine brennt so schnell weg wie das andere.

Ohne Zweifel hockt jetzt in jeder Russenkate ein Landser vor dem Ofen und bemüht sich, die eine der beiden Voraussetzungen für den sprichwörtlichen warmen Mief zu schaffen, der angeblich besser ist als kalter Ozon.

Etliche der Häuser haben die Kampfhandlungen nicht überstanden. Es wird nicht lange dauern, bis alle brennbaren Holzteile aus den Trümmern gezerzt sind.

Doch vorerst sind es nur wenige Männer, Leichtverwundete, die man als Heizer hat einteilen können. Und wenn diesen wenigen fast sogar schon ein Anflug von Beschaulichkeit zuteil

wird, dann stehen die anderen draußen noch unter der Spannung des Geschehenen, voll beschäftigt mit den tausendfältigen Verrichtungen, die in Wirklichkeit zu tun sind, wenn es heißt: »Nach Abschluß der Kampfhandlungen herrscht Ruhe im Abschnitt.«

Der Ordonnanzoffizier hantiert mit den Hindenburglichtern, um die Tischplatte, auf der er das Artilleriemeßtischblatt von Scheludki ausgebreitet hat, möglichst gut auszuleuchten.

»Herr Bertram, nehmen Sie bitte Spruchformulare und Bleistift zur Hand. Gleichlautende Funksprüche an Division und Regiment. Taktische Zeit: 16.05 ...«

Hauptmann Magawly unterbricht sich. Ein Melder tritt ein und überreicht ihm, da er abwinkend auf die mündliche Meldung verzichtet hat, das Meldeblockblatt.

Während der Hauptmann liest und augenscheinlich Zeit braucht, um den Inhalt der Meldung zu verkraften, malt Leutnant Bertram auf dem Spruchformular die taktische Zeit nach, mit der jeder Funk- oder Fernspruch zu beginnen hat.

Warum sie so heißt, weiß Bertram natürlich schon seit seinen Rekrutentagen, aber seit es ihn an die Ostfront verschlagen hat, drängt sich ihm täglich auch die negative Definition auf, was die taktische Zeit nicht heißt, nämlich daß sie mit Sonnenauf- und -Untergang im Einklang stünde. Es hat seine guten Gründe, wenn die Wehrmachtsführung übereinstimmend auf allen europäischen Kriegsschauplätzen die MEZ (Mittel-europäische Zeit) beziehungsweise die »Deutsche Sommerzeit« anwenden läßt. Aber da man in ostwärtiger Richtung für je fünfzehn Längengrade um eine Stunde der MEZ voraus ist, bedeutet 16.05 Uhr – in der Heimat noch heller Tag – hier bereits die volle Dunkelheit der langen Winternacht.

»Machen wir weiter, Bertram. Lassen wir es bei dem einen Satz, von dem ich nicht so ganz sicher weiß, ob ich ihn nicht noch im Laufe der Nacht als voreilig zu bereuen haben werde.

Ich kann mir vorstellen, wie der General auf diesen Satz wartet, und ich glaube, ich kann ihn verantworten.«

Ganz unbewußt – gewiß eine Instinkthandlung jedes Truppenführers – wirft Hauptmann Magawly einen Blick auf das ausgebreitete Kartenblatt, während er diktiert:

»Scheludki fest in deutscher Hand.«

Leutnant Bertram setzt hinzu: »Magawly, Hptm. u. Btl.Kdr. (Hauptmann und Bataillonskommandeur)«, und bringt das Formular zur Funkbetriebsstelle.

Magawly liest noch einmal den soeben vom Melder erhaltenen Zettel, unterschrieben mit »Beckmeier, Fw.« (Feldwebel).

Es drängt ihn, unverzüglich zur Kompanie Wessel zu laufen und selbst zuzufassen, aber er würde es nur schwer verantworten können, den Gefechtsstand zu verlassen, solange der Adjutant unterwegs ist. Dessen Aufgabe, das Dorf abzugehen, den Kompanien die Quartiere anzuweisen und festzustellen, ob der Bataillonsarzt, die Kompanieführer, die Verpflegungsoffiziere und andere Funktionäre vor Problemen stehen, deren sich der Bataillonskommandeur selbst annehmen muß, kostet bei der erheblichen Längenausdehnung des Ortes einige Zeit.

Auch liegt dem Kommandeur sehr viel daran, zu erfahren, ob der Adjutant weitere Feststellungen treffen konnte, die die ersten Verlustmeldungen in positivem Sinn berichtigen. Versprengte haben sich bei den Kompanien zurückgemeldet, zwei Verschüttete, in der ersten Meldung als »vermißt« angegeben, konnten geborgen und am Verbandsplatz versorgt werden. Zwei solcher Ergänzungsmeldungen, die zwischenzeitlich an den Gefechtsstand gelangten, lassen den Kommandeur hoffen, daß sich noch einiges zum Guten geklärt habe.

Aber dies abzuwarten, ist – bei aller äußeren Beherrschtheit – schließlich doch unerträglich für Hauptmann Magawly. So

entscheidet er sich doch dafür, den Gefechtsstand kurzfristig seinem Ordonnanzoffizier zu überlassen, nachdem er ihm Instruktionen für die wahrscheinlich eintretenden Vorkommnisse hinterlassen hat. Dazu gehört die Einweisung des Pak-Zuges, der immer noch nicht eingetroffen ist.

»Die im Meßtischblatt eingezeichneten Stellungen sind natürlich nur Empfehlungen, vergessen Sie das nicht zu sagen. Und bitten Sie den Pak-Zugführer, um siebzehn Uhr an der Kompanieführerbesprechung teilzunehmen.«

Wenn es um das Leben und das Wohlbefinden der ihm anvertrauten Männer geht, ist dem Hauptmann der eine soviel wert wie der andere. Aber jetzt, auf dem Weg zur Ersten, kann er sich nicht gegen den Gedanken sperren, daß ihm Wessel doch nähersteht. Wenn sie ihn nur lebend herausholen!

Er ist, wie Beckmeier gemeldet hatte, zusammen mit Unteroffizier Wieland in einem kleinen Kellergewölbe verschüttet.

Das Feuer der russischen Werferbatterien hatte Wessels Kompanieabschnitt weit stärker hergenommen als die anderen. Hier war der Einbruch geplant. Die Männer, die Magawly auf seinem Weg sieht, sind nicht nur abgespannt und erschöpft, sondern fix und fertig, ausgepumpt. Aber noch ist es nicht soweit, daß sie sich in Ablösungen hinhauen und vielleicht sogar vorher einen warmen Schlag Eintopf haben können.

Natürlich hatte Magawly seine erste Aufgabe, als die Russenpanzer sich abzusetzen begannen, darin gesehen, vom Regiment zusätzlich Ärzte, Sanitätsdienstgrade und Sankas (Sanitätskraftwagen) anzufordern, um den Bataillonsarzt zu entlasten. Außerdem hatte er Anweisung gegeben, die Feldküchen aus den Kompanietrossen nachzuziehen.

Freilich konnte er nicht übersehen, ob die rückwärtige Verbindung inzwischen ungestört war, aber diesem Risiko glaubte er durch die Anordnung begegnet zu sein, daß sich die Versorgungskolonne an den erwarteten Zug der Panzerjäger-

kompanie 196 anschließen solle.

In der nächsten halben Stunde wird man sehen, ob das alles gutgegangen war. Bis dahin werden die Männer, die an neuen Verteidigungsstellungen schanzen, noch Geduld haben müssen. Schlimmer ist es für die Verwundeten, deren Rücktransport zum Hauptverbandsplatz bisher ebenfalls unmöglich war. Ihre Zahl ist groß. So schwere Verluste wie heute hatte das Bataillon noch nie erleben müssen.

Auch jetzt noch begegnen dem Hauptmann Verwundete, die sich während der Kämpfe, in irgendeiner Deckung kauern, selbst zu versorgen versucht hatten. Der Hauptmann, der mit jedem spricht, würde in dieser Situation auch für Flüche und Verwünschungen Verständnis haben. Aber nichts dergleichen. Man ist froh, daß es nicht schlimmer gekommen ist.

Als Magawly sich der zusammengeschossenen Kate nähert, die einmal Wessels Gefechtsstand war, kommen ihm zwei Soldaten entgegen, zwischen sich eine Trage, auf der, unter etlichen Wolldecken, ein offenbar schwerverwundeter Kamerad liegt.

»Wer?« fragt der Hauptmann.

»Unteroffizier Wieland, Herr Hauptmann. Zahlreiche Schürf- und Platzwunden und vermutlich auch Brüche und schwere innere Verletzungen. Bewußtlos.«

Magawly legt behutsam seine Hand dorthin, wo er unter den Decken Wielands Schulter vermutet.

»Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß sie alles für ihn tun sollen, was irgend möglich ist. – Und was ist mit Leutnant Wessel?«

Man tut einem fronterfahrenen Sani-Unteroffizier kein Unrecht, wenn man ihn abgebrüht nennt. Sicher hatte auch dieser hier im Laufe der Jahre so viel mit ansehen müssen, daß es kaum hoch etwas geben konnte, was ihm die Sprache verschlug. Trotzdem kann er den Hauptmann nur wortlos ansehen und schließlich zu stammeln beginnen:

»Feldweibel – Beckmeier – hat...«

Der Hauptmann wartet es nicht ab, er läuft die letzten Schritte und weiß, daß es dort sein muß, wo sich schweigend eine Gruppe Soldaten sammelt.

Ein schwaches Licht scheint über die seltsam zerrissene, schmale Kellertreppe herauf. Die Männer machen dem Hauptmann Platz.

In dem kleinen Gewölbe sieht er zwei Gestalten, und mehr hätten auch kaum Platz in dem eingestürzten Kellerteil. Eine dritte kauert auf der vorletzten Treppenstufe und hält eine Taschenlampe.

Die beiden im Raum sind Feldweibel Beckmeier und Blessing, seit Jahren Wessels Bursche.

Vor Beckmeier liegt eine lang- und grobstielige Schaufel. In seinen Händen hält er die abgebrochene Hälfte einer Erkennungsmarke und eine flache Briefftasche. Sein Gesicht, das unverwandt auf den Hügel vor ihm gerichtet ist, kann Magawly nicht sehen.

Langsam hebt sich Magawlys Rechte zum letzten Gruß an den toten Leutnant Wessel.

\*

Leutnant Hiß steigt die Schlucht hinauf. Er probiert, wie er es am besten anstellt, daß es so aussieht, als habe er es eilig, ohne jedoch wirklich rasch voranzukommen. Hier, in dem unteren, flacheren Teil der Schlucht wäre das trotz des hohen Schnees noch möglich.

Als er vorhin mit dem Regimentskommandeur in Funksprechverbindung stand, hatte er gewissermaßen einen Zeitgewinn von fünf Minuten in der Tasche. Hiß schaut auf seine Armbanduhr. Die fünf Minuten sind bereits Wieder verspielt.

Die erste Minute habe ich verbraucht, rechnet Hiß zurück,

um die Erkenntnis zu erlangen, daß es den Russen schwerlich verwehrt sein kann, eine Schlucht zu kennen, die in deutschen Generalstabskarten und Meßtischblättern nicht verzeichnet ist. Um diese Minute ist es schade. Die Möglichkeit, Russen zu begegnen, hätte vorausschauend ins Kalkül gezogen werden können.

Fast zwei weitere Minuten habe ich gebraucht, rechnet Hiß weiter, um mich nicht damit abzufinden, daß die Überraschung vermutlich im Eimer ist, und um schließlich auf eine Idee zu kommen, wie sie nicht gerade zum Lehrstoff der Kriegsschule gehört.

Ob es um diese zwei Minuten auch schade ist, werde ich bald wissen, falls die »Kameraden von der anderen Feldpostnummer« (Gegner) nicht bis dahin meine Denkdrüse außer Betrieb gesetzt haben.

Und den Rest des Zeitgewinns vertrample ich nun in der Schlucht. Hiß hockt sich nieder und spielt einen Mann, der am Fuß verletzt ist und irgend etwas an seinen Stiefeln richten muß, um weitergehen zu können.

Wenn Gehrke wüßte! denkt Hiß. Einerseits bin ich stets gut damit gefahren, Regimentskommandeure grundsätzlich als völlig humorlos einzuschätzen, andererseits glaube ich, daß Gehrke deshalb gerade auf mich zurückgegriffen hat, weil er damit rechnet, daß mir – wenn eigentlich schon alles aus ist – vielleicht doch noch etwas einfallen könnte. Während Hiß sich – scheinbar mühsam – wieder erhebt, überlegt er, ob er nicht doch sogleich wieder Funksprechverbindung hätte aufnehmen müssen.

Die Maßgabe des Regimentskommandeurs war: Grundsätzliche Funkstille wegen der Mithörgefahr, planmäßige Kurzmeldungen nur vor Einbiegen in die Schlucht und bei Erreichen der Angriffsposition, außerplanmäßige Meldungen nur bei äußerster Gefahr für den Stoßtrupp oder bei der sicheren Erkenntnis des Scheiterns der Operation.

Doch soweit sind wir noch nicht! überlegt Hiß. Wenn die Sache in den nächsten Minuten klappt, kann der Stoßtrupp den Zeitverlust noch aufholen.

Daß die Russen mich noch nicht ausgemacht haben sollen, ist unglaublich. So gut wie ich hinauf-, müssen die doch heruntersehen! Aber sie stehen noch immer im Haufen, einige sogar mit dem Rücken schluchtabwärts.

Verflixt, so benimmt sich doch kein Spähtrupp!

Vielleicht noch zwanzig Schritte, aber weiter will Hiß nicht mehr vorgehen. Er darf – wenn er Sie brauchen sollte – seine Scharfschützen nicht überfordern, die MG-Schützen erst recht nicht.

Seine Scharfschützen müssen ohne Zielfernrohr auskommen; denn sie sind keine »offiziellen«, mit Eintragung ins Soldbuch und so weiter, sonst hätte man sie ihm möglicherweise schon wegversetzt.

Der Leutnant beginnt zu winken und zu rufen. Endlich scheinen ihm einige der Rotarmisten Aufmerksamkeit zu schenken. Sein Plan war davon ausgegangen, daß der russische Spähtrupp ohnehin zügig nach unten kommen wolle.

Aber noch immer könnte es glücken, erstens das Marschtempo der Rotarmisten zu beschleunigen, sie zweitens so intensiv für ihn selbst zu interessieren, daß sie darüber die Geländebeobachtung mehr oder weniger vernachlässigen, und sie drittens am unteren Schluchtende in die Falle zu locken, die Feldwebel Morstadt inzwischen vorbereitet hat.

Die Chance, einen russischen Spähtruppführer zu täuschen, ist gering, aber Hiß besitzt sie eher als irgendein anderer. Seine Kaltblütigkeit, gepaart mit zwar schwachen, aber literarisch untermauerten russischen Sprachkenntnissen, hat schon einmal seine – im wortwörtlichen Sinne – entwaffnende Wirkung erwiesen. Jene Sache endete nicht mit seiner fast schon vollzogenen Gefangennahme, sondern mit einem wichtigen Aufklärungserfolg – und letztlich mit seinem EK I (Eisernes



Kreuz Erster Klasse).

Seitdem wundert sich im Bataillon niemand, daß Hiß ab und zu bei Bajew Sprachunterricht nimmt und, zum größten Vergnügen des Dolmetschers, dessen gewaltiges Literaturgedächtnis anzapft.

Endlich gerät der Trupp in Bewegung. Vorsichtig kommen vier Rotarmisten näher, fünf weitere folgen sichernd mit einigem Abstand. Aber die restlichen rühren sich nicht vom Fleck.

Da stinkt was!

Kein Spähtrupp der Welt kann soviel Zeit verplempern, außer ihr Führer hat Angst, in eine Falle zu tappen – oder er selbst führt irgendeine Teufelei im Schilde.

Aus! Wenn der Trupp sich, gegen jede Annahme, dreiteilt, ist es nicht zu machen!

Hiß muß sich entscheiden. Wenn ich aufgebe, denkt er, und mich zu Boden werfe, dann weiß Morstadt, daß der Versuch, den russischen Spähtrupp auf meine Tour auszuschalten, von mir als gescheitert angesehen wird. Außerdem: Zehn oder zwanzig Sekunden werden meine Scharfschützen und ein MG benötigen, um vom Schluchteingang aus den russischen Spähtrupp unter Feuer zu nehmen. Ehe der dreigeteilte Haufen aber ausgeschaltet ist, selbst hohe Treffsicherheit vorausgesetzt, dürfte umgekehrt einer von ihnen mich erwischt haben.

Er entscheidet sich, noch einige Schritte zu gehen. Als ob ihm die Erleuchtung immer noch kommen könnte! Auf einen einzelnen, hinkenden und offensichtlich unbewaffneten Mann werden sie nicht ohne weiteres schießen, hofft er. Und wenn ich etwas Russisches rufe, werden sie wahrscheinlich sehr neugierig sein, mich auszuhorchen.

Aber was kann ich damit mehr gewinnen als ein paar Sekunden? Da peitscht es über seinen Kopf hinweg. Und ebenso schlagartig krachen Salvenabschüsse schwerer Artillerie. Nun wirft er sich doch platt zu Boden – ebenso

instinktiv, wie er dabei die Russen vor sich nicht aus den Augen läßt.

Auch die werfen sich hin, schauen erschreckt hoch. Blitzartig kapiert Hiß, daß sie genauso überrascht sind, wie er selber. Hoffentlich sind jetzt Morstadt und die Schützen auf Draht!

Sie sind es. In den Gefechtslärm der schweren Waffen mischen sich einzelne Gewehrschüsse und kurze MG-Feuerstöße, die von unten kommen müssen. Von den Russen vor ihm kommt das Bellen einer MPi. Hiß stößt einen markerschütternden Schrei aus, wälzt sich auf den Rücken, verrenkt die Arme.

Weg kann er nicht, ohne großflächig in das sich kreuzende Feuer zu geraten. Liegend bietet er das kleinste Ziel.

So spielt er noch eine letzte Szene: den Überläufer, der hinterrücks von den eigenen Leuten erschossen wurde.

Vielleicht fallen die Russen darauf herein, zumal sie mit ihren Waffen ohnehin keine Chance gegen das deutsche MG haben und sich zurückziehen müssen – wenn sie das noch können.

Auf dem Rücken liegend, sieht er Leuchtpurgeschosse von der Höhe her auf seinen Stoßtrupp zu jagen, und er hört weiterhin dröhnend die Abschüsse zahlreicher Batterien, sieht am Himmel den Widerschein der Mündungsfeuer.

Er versucht, das alles zu sortieren. Das Artilleriefeuer kann gar nichts mit dieser Sache hier zu tun haben. Es muß aus dem Raum Swinoje kommen. Damit glaubt er auch die »Großlage« zu erfassen. Falls der Russe dort seinen Massenangriff einleitet, wird es auch hier bald losgehen. Wenn das Regiment nicht bis dahin die »Signalhöhe« zurückgewonnen hat, wird es so leicht kein Halten mehr geben.

Aber die russischen MG-Feuerstöße! Der Spähtrupp hatte eindeutig nur Gewehre und MPi. Aha, so war das! In des Leutnants Hirn blitzt die richtige Erklärung auf: Der russische

Spähtruppführer, der offenbar sofort Lunte gerochen hatte, fand es richtig, sich mit seinen Leuten dummzustellen und soviel Zeit zu vertrödeln, wie sein für uns unsichtbarer MG-Trupp benötigte, um am Rande der »Signalhöhe« in Stellung zu gehen. Gegenseitig haben wir uns also an der Nase herumgeführt. Immerhin: Plus unsererseits. Der Russe hat seinen ganzen Spähtrupp aufs Servierbrettchen gestellt, wir nur mich und jetzt die Schützen.

Aber all das ist kein voll wirksames Mittel gegen mein ganz erbärmliches Fracksausen, gesteht er sich ein.

Das russische MG setzt jetzt schon geraume Zeit aus. Hiß glaubt, von oben her Kommandorufe zu hören. Liegenbleiben! beschwört er sich. Die wollen vermutlich nur abwarten, ob ich wirklich tot bin.

Aber das eigene MG ist auch still. Wenige Minuten später sieht er Morstadts Kopf über sich und den Sanitäter, der seine Tasche am Koppel schon aufgerissen hat.

»Herr Leutnant ...«, beginnt Morstadt, noch keuchend vom Hinaufhetzen durch den hohen Schnee. Aber ehe er weitersprechen kann, ist Hiß schon auf den Beinen und brüllt:

»Striebich, sofort zu mir! Funkbereitschaft herstellen!«

»Wir haben geglaubt, Sie sind tot oder verwundet, Herr Leutnant. Sind Sie in Ordnung?«

»Sehen Sie das nicht?« antwortet Hiß, der sofort wieder die Schlucht hinauf beobachtet. Während er auf dem Rücken lag und »toten Mann« mimte, hatte er den sowjetischen Spähtrupp notwendigerweise aus den Augen verloren.

Morstadt hilft dem Leutnant beim Anlegen des Koppels, das er an sich genommen hatte, als Hiß seinen Alleingang antrat, und er gibt ihm sein Fernglas zurück.

»Folgende Fragen, Morstadt: Erstens, wo bleibt Striebich? Zweitens, haben wir Verluste? Drittens, sehe ich richtig, daß neun Russen getötet wurden oder verwundet liegengeblieben sind? Viertens, sind uns die anderen durch die Lappen

gegangen?«

So angesprochen, antwortet der Feldwebel in der gleichen Reihenfolge. Damit verschiebt er nochmals die eigene Meldung, die sich sozusagen selbsttätig schon während des Vorlaufens in seinem Kopf formuliert hatte, und die im ersten Augenblick hinter der Sorge zurückgetreten war, ob der Leutnant noch lebe und mit heiler Haut davongekommen sei.

»Standort Striebich: In Deckung vor der Einbiegung zur Schlucht, soll auf Befehl des Bataillonskommandeurs vorläufig ununterbrochen auf Empfang bleiben. Da die Empfangsbedingungen in der Schlucht schlechter sind, habe ich befohlen, daß er – bis Sie weitere Befehle geben, Herr Leutnant – bei der sMG-Stellung verbleibt.«

»Dazu habe ich anschließend weitere Fragen, Morstadt – ich rieche Eigenmächtigkeiten während meiner Abwesenheit. Also, berichten Sie weiter.«

»Keine eigenen Verluste. Vom Gegner ist der obere Teil der Gruppe zur ›Signalhöhe‹ entkommen. Meine Absicht, ein zweites MG besonders auf das obere Ziel anzusetzen, ist nicht mehr zum Tragen gekommen, weil in der Schlucht selbst kein Platz dafür war. Das auf die steile Böschung geschickte MG ist buchstäblich im Schnee weggesackt. Bis es wieder frei war und das dritte MG es an einer anderen Stelle versucht hatte, war der Zauber schon vorbei. Das russische MG haben wir ausgeschaltet.«

Hiß hatte währenddessen sein Glas umgehängt, die Pistolentasche zurechtgerückt und hangaufwärts zu marschieren begonnen. Mit dem Arm gibt er das Zeichen: »Folgen!«

Jede Minute kann von entscheidender Bedeutung sein. Vielleicht zählen sogar Sekunden. Der Russe wird bald ein neues MG und etliches mehr zur Verfügung haben. Die weitere Verständigung zwischen Hiß und Morstadt muß im Marsch erfolgen, auch wenn das Marschieren in der kalten, trockenen

Luft bereits mit fest geschlossenem Mund schwierig genug ist.

Der Schnee hängt schwer und backig an den Stiefeln. Hiß an der Spitze hat es natürlich am schwersten. Vor sich entdeckt er jetzt Tritt- und Schleifspuren.

Diese müssen von jener deutschen Gruppe stammen, die im Zuge der Absetzbewegungen diese Schlucht entdeckt und ausgenutzt hatte. Es stimmte tatsächlich, was der Gruppenführer gemeldet hatte: Keine Schneeverwehungen in der Schlucht!

»Herr Leutnant!«

Morstadt, der hinter ihm den steiler werdenden Hang emporstapft, hat seinen keuchenden Atem so weit beruhigt, daß er glaubt, endlich seine Meldung zu Ende bringen zu können.

Hiß, der soeben bei den ersten toten Russen ankommt, hält ein und wendet sich in halber Drehung zurück.

»Warten Sie noch, Morstadt, sehen Sie mal: Ganz junge Leute hatte der russische Anführer an die Spitze geschickt. Ich wette, er selbst ist beim hinteren Haufen geblieben und getürmt. Nicht sehr edel, aber im Grunde genommen richtig in einem Punkt. Er wird seinem Kapitän (Hauptmann) am besten erklären können, was sich in der Schlucht tut und was geschehen muß, um uns fertigzumachen, ehe wir oben sind.«

»Herr Leutnant, ich bitte, noch melden zu dürfen ...«

»... daß wir in acht Minuten planmäßige Angriffszeit haben werden? Mindestens die doppelte Zeit werden wir allerdings noch benötigen. Schlimm genug, denn so lange wird der Russe sich nicht Zeit nehmen.«

»Herr Leutnant, ich habe zu melden: Bei ursprünglicher Angriffszeit plus zehn Minuten legt AR 196 Vernichtungsfeuer auf die ›Signalhöhe‹, zugleich tritt das Bataillon frontal gegen die Höhe an. Befehl für den Stoßtrupp: Weiterhin selbständig bis unterhalb der Kammhöhe vorgehen, Gefährdung durch eigenen Artilleriebeschuß vermeiden und nach Beendigung des Ari-Feuers von elf Minuten unverzüglich angreifen!«

»Soso, Morstadt, und statt das sofort zu melden, erkundigen Sie sich nach meinem Wohlbefinden. Daß Sie eigenmächtig Funkverbindung aufgenommen hatten, war mir ja schon klar mit der Frage nach Striebich. Ich wollte Ihnen dafür schon einen ganz persönlichen Anschuß androhen, aber – natürlich haben Sie richtig gehandelt.«

Die nachfolgenden Männer haben inzwischen weitgehend aufgeschlossen. Hiß zählt die Männer, die in Reihe mit jeweils einigen Schritten Abstand nachrücken.

»Sie haben also ein MG zurückgelassen; die Stellung ist anscheinend so gut ausgebaut, wie man das nach Lage der Dinge nur kann. Freilich: mit dieser schwachen Sicherung müssen wir auskommen. Ferner sind Striebich und drei Mann noch unten. Habe ich richtig gezählt?«

»Jawohl, Herr Leutnant. Ich dachte, drei Mann als Schützensicherung für das MG, für alle Fälle.«

»Alles gut und richtig, Morstadt, aber das erste MG soll ganz bis zur Spitze vor, und durchsagen lassen: Der letzte Mann als Melder zurück, Striebich muß mit der Sprechbüchse sofort zur Spitze vor!«

Die Durchsage läuft schon nach hinten durch, der Feldwebel braucht sie nicht zu wiederholen. Hiß ist nun mal kein Flüsterer, und die meisten Männer sind es auch nicht. Deshalb kann man vom fünften Mann her hören, wie der an Stelle der wortwörtlichen Wiederholung weitergibt:

»Striebich, mit Volldampf zum ›Lulatsch!‹«

»Mit mir kann man sich heute ja anscheinend alle möglichen Vorschriftswidrigkeiten erlauben«, kommentiert der Leutnant. »Immerhin hat dieser Knabe die Meldung bei vollinhaltlicher Bewahrung gekürzt und damit beschleunigt und außerdem noch etwas für die Stimmung getan.« Dann, ärgerlich werdend, zu Morstadt: »Aber dieser Striebich, Menschenkind, Morstadt, lassen Sie sich von dem doch keine Antennenmärchen aufbinden. Zuerst angeblich gar keine Ahnung vom Funk-

verkehr haben, und nachher Weissagungen über Antennenleistungen geben wie ein steinalter Nachrichtentechniker! Eine schöne Deckung und in die Dose lauschen, bis die Lok vom Urlauberzug pfeift – das möchte dem Knaben so gefallen.«

Unterdessen hatten sie den Marsch fortgesetzt. Hiß und Morstadt können sich jetzt nebeneinander bewegen und gemeinsam das vor ihnen liegende Gelände beurteilen. Gleich hinter ihnen folgt ein MG-Trupp.

Sie kommen an den nächsten Russen vorbei, die vergeblich versucht hatten, ihre vorderen Kameraden zu decken. Wieder ganz junge Gesichter. Nur neben einem der Schützen liegen leere Hülsen im Schnee. Dann ist es soweit, daß Hiß das Haltzeichen geben kann. »MG – Stellung!«

Der Obergefreite setzt das MG 42 ab und will etwas sagen.

»Keine Wiederholungen!« kommt ihm der Leutnant zuvor. »Von dir hab ich schon zu oft gehört, daß dies die unmöglichste aller MG-Stellungen in deiner langjährigen Feldherrnpraxis ist. Momentan sind bessere nicht vorrätig. Kratzt euch einen Schneehaufen als Auflage und Deckung. Ziel: Schluchtausgang. Dort wird sehr bald etwas auftauchen, schätze ich. Wer schneller ist, hat gewonnen! Ihr müßt unsere Entfaltung decken, ist das klar? Wenn ich Zeichen gebe, folgt Stellungswechsel in meine Nähe!«

Morstadt hat mit seinen Stiefeln einige Stufen in den Schneebehang der rechten Böschung gestoßen, um gut sichtbar ein Zeichen schluchtabwärts zu geben. Er zieht das dritte MG nach. Dabei sieht er Striebich, den Stahlhelm auf der linken Patronentasche hängend, mit der Feldmütze auf dem Kopf und mit zum Hals herabgeschobenem Ohrenschützer. Im Gehen drückt er das linke Ohr ans Mikrofon und zwingt sich an seinen Kameraden vorbei.

Leutnant Hiß hat derweil, etwa zwanzig Meter voraus, an der linken Böschung eine Stelle gefunden, die ein – wenn freilich

mühseliges – Ausscheren ermöglicht. Von hier aus weist er die Nachfolgenden zu einem Sattel unterhalb des Kammes der »Signalhöhe« und sagt:

»Der großen Wächte ausweichen. Wenn das Ari-Feuer einsetzt, kann die losgehen und euch alle begraben. Wenn's noch so sauer ist, würgt euch durch oder hinein in die abgegangene Lawine auf dem Sattel. So nahe wie möglich ran an den aufwärtigen Hang! Ihr müßt mit Splittern von der eigenen Ari rechnen. Einbuddeln und unsichtbar machen! Gefeuert wird nur, wenn der Russe beginnt, oder auf meinen Befehl!«

Mehrfach wiederholt Hiß seine Einweisung, damit alle nachrückenden Männer sie hören. Eine Gruppe schickt er noch etwas weiter schluchtaufwärts auf die andere Seite, an der Morstadt die Männer zu einer vorspringenden Nase unterhalb der Höhe weist. Auch sie ist nur in mühseligem Waten durch bauchtiefen Schnee zu erreichen, wird aber etwa fünfzehn Mann ausgezeichnete Deckung bieten und kann später notwendigenfalls wertvolle Dienste in der Flanke leisten.

Hiß hat auf seiner Seite den Gruppenführern zusätzlich noch die Abschnitte angewiesen, in denen sie nachher, bei mäßiger Breitenentfaltung, zum Angriff vorgehen sollen.

Dergleichen hört sich gut an, ist jedoch in diesem Falle nicht mehr als ein zweifelhafter Versuch, Knäuelbildungen entgegenzuwirken. Niemand von ihnen kennt die tatsächlichen Bodenbeschaffenheiten. Man muß probieren, wie es gehen wird. Wenn sie nur nicht in die Schlucht gedrückt werden! Dort würde der letzte Anstieg viel Blut kosten.

Große Sorge bereitet Hiß auch die Frage, ob die obere Platte der Nase rechts der Schlucht von den Russen besetzt ist. Vielleicht waren sie im Rahmen ihres gehetzten Stellungsbaues noch nicht soweit gekommen, vorgeschobene Stellungen einzurichten. Aber andererseits ist es ganz sicher, Saß der getürmte russische Spähtruppführer den Bataillons- oder



Regimentsführer auf diesen Punkt hingewiesen hat.

Plötzlich glaubt Hiß, Bewegungen am Rande der Höhe zu sehen: einen Kopf, der blitzschnell wieder verschwindet, einen sich senkenden Gewehrlauf. Hier und da rollt Schnee in kleinen, bällchengroßen Lawinen. »Link!« greift er den Obergefreiten, der gerade an ihm vorbeiwatet, und gleich den nächsten Mann mit. »Spaten raus! Hier muß nachher das MG her. Zwei Schußrichtungen berücksichtigen: nach links Deckung des Sattels, nach schräg rechts oben Deckung der Geländenase. Ziele erkannt? Sie müssen nachher eventuell den MG-Trupp einweisen können. Bis dahin gilt: Die Nase beobachten. Wenn sich auf ihr etwas Verdächtiges zeigt, habt ihr ›Feuer frei!‹. Sehen Sie Ihre Kameraden dort droben? Dann wissen Sie, was ich meine.«

»Beeilung!« zischt Hiß, obwohl er sieht, daß sich jeder nach besten Kräften plagt.

Bald wird der Zauber losgehen. Hoffentlich kommt das dritte MG noch heil herauf. Jetzt kann man leicht sagen, man hätte es früher nachziehen sollen – oder unten lassen, bis die eigene Ari ballert und der Russe vermutlich niedergehalten ist. Jedenfalls wird man das MG bald bitter nötig brauchen.

Hiß sieht, wie die Gruppenführer zur linken Seite ihre Männer mit Gesten in den toten Winkel weisen und offenbar auch schon gemerkt haben, daß über ihren Köpfen Teufeleien im Gange sind.

Es ist kaum etwas zu hören: das Schnaufen der Männer, hier und da ein leichtes Knistern oder das Knirschen des Schnees, der auf- und abschwellige Gefechtslärm aus der Richtung Swinoje.

Endlich kommt Striebich.

»Bin auf die Schnauze gefallen, Herr Leutnant, Haxen verstaucht, konnte nicht schneller. ›Violine‹ hat abgeschaltet. Letzte Durchsage vor etwa drei Minuten: ›Gepäck ist bereit.‹«

»Leider nicht Ihr Urlaubsgepäck, Striebich, aber der Spruch

heißt: Bataillon steht in den Ausgangsstellungen. Es läuft also richtig, denn ...«

Hiß kann den Satz nicht zu Ende bringen, denn plötzlich ist die Hölle los. Im Hinwerfen sieht er, daß noch etliche seiner Leute, genau wie er selbst, nichts anderes zu ihrer Deckung haben als den bauchtiefen Schnee.

In einiger Entfernung zerbersten krachend die ersten Einschläge der Divisionsartillerie. Überall spritzen kleine Schneefontänen auf, Leuchtspurlinien jagen sich überschneidend. Auf dem Sattel sind anscheinend noch keine Verluste eingetreten. Das Gros der Männer liegt in relativ günstiger Position. Aber wenn die eigene Artillerie dort oben nicht rasch Wirkung erzielt, werden die Russen wahrscheinlich bald einen besseren Schußwinkel herausgefunden haben.

\*

Die Hoffnung, daß der Gegner in dem schweren Beschuß der deutschen Artillerie die Fähigkeit zum Widerstand verlieren könnte, oder daß zumindest seine Kräfte erheblich geschwächt würden, bewahrheitet sich im Angriffsbereich des Stoßtrupps nicht.

Als das Feuer des AR 196 abrupt abbricht und sich die Männer im Schnee des Schluchthanges zum Angriff erheben, steigert sich die sowjetische Abwehr aus schweren und leichten Infanteriewaffen zu einer Stärke, die alles Vorangegangene übertrifft. Später sollte festgestellt werden, daß der Gegner an dieser Stelle einen Schwerpunkt seiner Verteidigung gebildet hatte.

Zweimal werden die Grenadiere des frontal angreifenden I./GR 284 unter Verlusten abgewiesen, ehe sie Fuß fassen können.

Auch dem Stoßtrupp bleibt zunächst die Höhe verwehrt. Als schließlich die ersten Höhenstellungen erreicht werden,

betragen die Ausfälle durch Tote und Verwundete bereits mehr als fünfzig Prozent.

Unter Führung des zweimal verwundeten Leutnants Hiß können die ersten Stellungen im Nahkampf genommen werden. In einer kritischen Phase trägt dann das flankierende Eingreifen des Stoßtrupps maßgeblich zum Gesamterfolg bei.

Bei Einbruch der Nacht ist die taktisch bedeutsame »Signalhöhe« wieder fest in deutscher Hand.

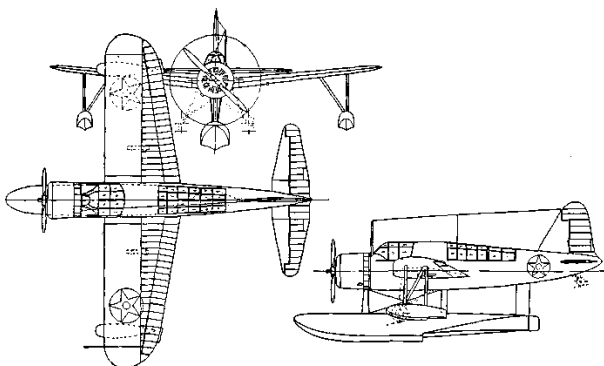
Im übrigen Bereich der 96. ID setzten sich die Kampfhandlungen noch bis nach Mitternacht fort. Die Division konnte die während des Tages im Angriff gewonnenen Positionen halten.

Nach einer außerordentlich harten und entbehrungsreichen Winternacht trat die zusammengeschmolzene Division am folgenden Tag zum Angriff auf Rogowitschi an. Die russische Führung hatte hier Infanterie- und Panzerkräfte in einem solchen Ausmaß zusammengezogen, daß der gesamte Bereich der 4. Panzerarmee in eine äußerst kritische Lage geriet.

Die Grenadiere ahnten noch nicht, daß dies für lange Zeit die letzte offensive Operation ihrer Division sein würde.

**ENDE**

## Vought-Sikorski »Kingfisher«

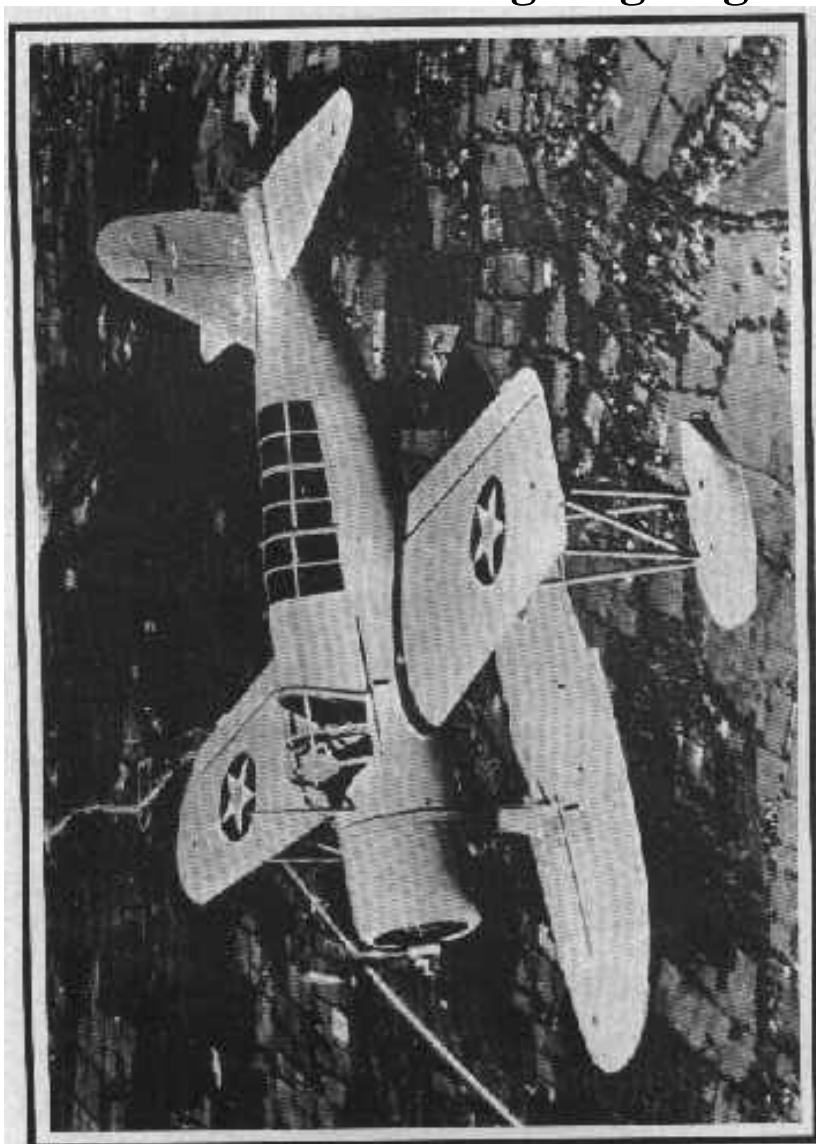


Der Prototyp dieses katapultfähigen Aufklärungs-Seeflugzeugs XOS2U-1 ging bereits 1938 bei der US-Navy in die Erprobung. Ein Jahr später wurde der Serienauftrag erteilt. Die zweite Serienausführung wurde sowohl als Schwimmer- als auch als Radflugzeug gebaut. Ab 1941 verwendete die US-Navy (Marine) die OS2U-2 als Küstenpatrouillen- und Bordaufklärungsflugzeug. Die britische Ankaufskommission und das US-Marine-Department erteilten Aufträge auf über tausend Maschinen dieses Typs, und bereits Ende 1942 waren einige hundert an die US- und die britische Royal Navy ausgeliefert. Bei der letzteren diente die »Kingfisher« als Ersatz für die Fairey »Seafox«, die sie leistungsmäßig weit übertraf. Die »Kingfisher« war fast 130 km/h schneller und hatte eine um 320 km größere Reichweite. Sie wurde praktisch an allen Fronten, besonders aber im pazifischen Raum eingesetzt. Vor allem als Bordaufklärer größerer Einheiten, wie Schlachtschiffen und Schweren Kreuzern, hat sich das Flugzeug gut bewährt. Daneben wurde es auch auf Flugzeugmutterschiffen eingesetzt.

## **Technische Daten**

Besatzung:	2 Mann
Bewaffnung:	1 starres und 1 bewegliches MG + 90,6 kg Bomben
Triebwerk:	Pratt & Whitney Wasp Junior R-985-T1B2, 450 PS
Spannweite:	10,97 m
Länge:	10,26 m
Höhe:	4,37 m
Fluggewicht:	2.058 kg
Höchstgeschwindigkeit:	320 km/h
Gipfelhöhe:	6.000 m
Reichweite:	1.000 km

## Amerikanische Kriegsflugzeuge



**Vought-Sikorsky »Kingfisher«**